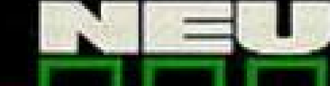
2,00 DM / Band 752
Schweiz Fr 2,00 / Östern. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Lauras Leichenhemd

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Lauras Leichenhemd

John Sinclair Nr. 752

von Jason Dark

erschienen am 01.12.1992

Titelbild von Garciolo

Sinclair Crew

Lauras Leichenhemd

Von den Augen des Teenagers hätte man Gier, Faszination und Triumph ablesen können, ebenso das Wissen, es endlich geschafft zu haben:

Laura Saracelli stand vor der Truhe und konnte ihre Erregung nur mühsam unterdrücken. Auf ihrer Stirn hatte sich Schweiß gesammelt. Es lag nicht allein an der dumpfen, stickigen Luft hier oben auf dem Speicher, sie fieberte innerlich und fuhr mit den gespreizten Fingern durch ihr dunkles Haar, in das sie sich blonde Strähnen hatte färben lassen. Jetzt war es soweit, sie betrachtete die Holztruhe und schaute aus dem schrägen Dachfenster. Wolken bedeckten den Nachthimmel schichtweise. Kein Mond- oder Sternenlicht erreichte die Erde. Es war so, als sollte niemand sehen, was dort geschah, und Laura fand das einfach gut.

Lange genug hatte sie gequält, gebettelt und immer wieder gefragt.
Sie hatte auch nie eine konkrete Antwort bekommen, doch aus dem Erfahrenen hatte sie folgern können, wo der Gegenstand, auf den es ihr ankam, aufbewahrt wurde.
Nur mehr zwei kleine Schritte trennten sie endgültig von ihrem Ziel. Auch die legte Laura zurück. Dabei lauschte sie dem Knarren der alten Bohlen, die unter ihrem Gewicht stöhnten.
Sie spürte den Druck hinter ihren Augen. Ihr Herz klopfte stärker als sonst. Zitternd streckte sie den rechten Arm aus und berührte die hölzerne Truhe.
Irgendwann war sie einmal angestrichen worden. Im Laufe der Zeit aber war die Farbe verblasst und abgeblättert.
Den Schlüssel für die Truhe besaß das Mädchen. Er steckte in Lauras rechter Jeanstasche. Mit vorsichtigen Bewegungen holte sie ihn hervor. In der dämmerigen Dunkelheit gab er einen fahlen Glanz ab.
Für Laura war dieser Schlüssel der Weg ins Paradies, dehn er allein brachte sie zu ihrem großen Ziel.
Und es war genau der richtige, er passte ins Schloss. Wieder umzuckte ein Lächeln ihre Lippen.
Sie drehte ihn nach links, die Truhe ließ sich ohne Mühe öffnen.
Dann hob sie den Deckel hoch.
In den Angeln quietschte es leise, was Laura ärgerte, doch das überging sie einfach, denn ihr hatte sich mit dem öffnen der Truhe eine völlig neue Welt eröffnet.
Ein Kind hätte beim Eintritt in ein riesiges Spielzeugland nicht viel mehr staunen können.
Dabei gab es kaum etwas zu sehen. Die Truhe war leer. Eine dunkle, kantige Höhle, mehr war es nicht. Laura bewegte die Nase, als ihr der ungewöhnliche Geruch entgegenwehte. Sie kannte so etwas nicht Eine Mischung aus Fäulnis und saurem Schweiß. Vielleicht auch noch mit einem Hauch von Moder infiziert, jedenfalls ziemlich widerlich..
Sie drückte den Kopf trotzdem vor und schaute in die dunkle Truhe.
Da war etwas, das wusste sie, sie musste es nur noch finden.
Laura Saracelli schaute nach rechts.
Nichts zu sehen.
Sicherheitshalber streckte sie den Arm aus und bewegte ihre Finger, doch auch sie tasteten ins Leere.
Dann der Blick nach links.
Zuerst wollte sie es nicht glauben und zwinkerte mit den Augen, aber sie hatte sich nicht getäuscht.
Da war der Schatten!
Er hob sich kaum von der Dunkelheit ab. Er bewegte sich auch nicht und schwebte trotzdem über dem Boden. Der Schatten hing von ihr zu weit entfernt, um ihn normal erreichen zu können. Laura musste sich

vorbeugen, so bekam sie den ersten Kontakt mit ihm.
Es durchzuckte sie wie eine heiße Berührung, als sie das spürte, was sich unter ihren tastenden Fingern befand. Es war Stoff, also war es nicht nur ein Schatten oder eine Einbildung gewesen. Sie hatte genau das gefunden, wonach sie so lange gesucht hatte.
Beinahe hätte sie vor Glück geschrieen und konnte sich im letzten Augenblick noch zusammenreißen. Hinter ihren Augen wurde es so heiß, als würde dort ein Feuer brennen. Sie kam sich doppelt so groß und mächtig vor, schon jetzt, wo sie nicht einmal das endgültige Ziel erreicht hatte.
Laura Saracelli beugte sich in die Truhe, bis der Stoff ihr Gesicht streichelte.
Laura schloss die Augen.
Es war ein wahnsinniges Gefühl, davon berührt zu Werden. Es war heiß und kalt zugleich. Der Stoff lebte, in ihm steckte etwas, das sie faszinierte. Es war einfach wunderbar, nein, viel mehr, aber ihr fehlten die Worte für einen Vergleich. Sie störte auch nicht mehr der alte Geruch. Sie wunderte sich darüber, wie fest der Stoff nach der langen Zeit noch war, in ihm verbarg sich eine Kraft, die sie fühlen konnte.
Es war einfach wunderbar.
Laura schloss die Augen. Jetzt umhüllte sie die absolute Dunkelheit. Sie konnte sich einzig und allein auf den Stoff konzentrieren und ließ ihn mehrmals durch die Lücken zwischen ihren Fingern gleiten.
Das Gefühl wurde immer besser. Schon wuchs sie über sich hinaus. Dabei hatte sie das Kleid nicht einmal übergestreift. Wenn das hinter ihr lag, würde alles viel größer und mächtiger werden, und sie spielte dabei die Hauptrolle. Sie hängte das Kleid über ihren Arm und trat zurück. Wieder knarrten die Bohlen, und wieder zuckte sie zusammen, schaute zur Tür, lauschte, es bewegte sich nichts.
Sie war allein und blieb allein.
Bisher hatte sie nichts gestört, nun fiel ihr auf, dass es einfach zu dunkel war.
Es gab elektrisches Licht auf diesem alten Speicher. Die Birne hing nackt von der Decke. Ihre Fassung war mit einem dünnen Draht verbunden. Das Isoliermaterial schimmerte schwarz.
Laura lief zum Schalter und legte ihn um. Kaum klang das schnackende Geräusch auf, als sich die Birne erhellte und ihren gelben Lichtschein in den Raum warf. Die Ecken blieben fast im Dunkeln, aber in die Mitte hinein flutete die bleiche Helligkeit, und sie reichte Laura aus.
Der Speicher war zwar mit Gerümpel voll gestopft, das aber hatte Laura in die Ecken geräumt, so dass sie von den Kisten, Kartons und halbzerbrochenen Möbelstücken nicht gestört wurde. Für ihren Plan

hatte sie sehr viel Platz.

Laura ging in die Knie und ließ den Stoff über ihren rechten Arm rutschen.

Auf dem Boden breitete sie ihn aus.

Sie lächelte wieder, als sie darauf schaute. Ja, das genau war das Kleid, nach dem sie so lange gesucht hatte.

War es tatsächlich ein Kleid?

So ganz wollte sie das nicht unterschreiben. Es kam ihr eher wie ein Poncho oder ein Hemd vor. Dabei sollte es ein Kleid sein. Ja, es war immer von einem Kleid die Rede gewesen.

Laura zweifelte, doch nicht sehr lange. Egal, wie das Kleidungsstück aussah, es war das richtige, und sie breitete es noch einmal aus und glättete es mit den Handflächen. Jede Falte sollte aus dem Stoff verschwinden. Sie betrachtete es wie ein Heiligtum.

Erst jetzt kam sie dazu, sich bei dem kleidähnlichen Hemd um Einzelheiten zu kümmern. Auf den ersten Blick sah es für sie einfach zu breit aus. Aber das machte nichts bei dem Schnitt. Laura war davon überzeugt, dass es ihr passen würde. Es bestand aus zwei Hälften Stoff, die aneinander genäht worden waren, wobei gleichzeitig eine Lücke freigelassen worden war, durch die sie den Kopf drücken konnte.

Das Hemd zeigte eine rote Farbe.

Oder nicht?

Laura war sich da nicht so ganz sicher. Sie prüfte noch einmal nach, schob das dichte Haar zurück und beugte sich vor. Dabei fiel sie auf die Knie.

Nein, es war nicht direkt rot. Zwar überwog dieser Ton, doch eigentlich war es mehr ein Orange, sehr tief und intensiv, wie bei einer Vollreifen Orange.

Etwas dunkler in der oberen Hälfte. Nach unten hin verlor sich die Farbe in breiten, wolkigen. Farben, die aber auch innerhalb des Rotbereichs blieben.

Nicht schlecht, dachte sie. Einfach wunderbar. Allein deshalb, weil sich die Farbe noch so lange gehalten hatte und nicht verblasst war.

Noch einmal strich sie darüber hinweg.

Sehr fest fühlte sich das Hemd an. Wahrscheinlich bestand der Stoff aus dichtem Leinen, und das hielt ja eine Ewigkeit. Sie lächelte wieder. Ihr Blick glitzerte und strahlte. Laura Saracelli war der Faszination des Kleides schon jetzt voll und ganz erlegen.

Sie konnte sich dies zwar selbst nicht erklären, aber zwischen ihr und dem hemdähnlichen Kleid hatte sich so etwas wie eine Beziehung aufgebaut. Es war für sie einfach wie geschaffen. Sie wollte kein anderes Kleid mehr haben.

Laura erhob sich und nahm auch das Kleid auf. Der Boden kam ihr für dieses wertvolle Stück einfach zu schmutzig vor. Sie hielt es vor

sich und musste dabei die Arme so weit wie möglich ausbreiten, um es überhaupt in dieser Lage halten zu können.

Sie schaute auf den runden Ausschnitt, sah nur das Kleid, das sie lockte, das dabei war, mit ihr einen Kontakt aufzunehmen. Es schien zu ihr sprechen zu wollen.

»Nimm mich! Zieh mich an, Laura! Ich gehöre dir!«

Ihr schwindelte. Die Kehle trocknete aus. Sie zwinkerte mit den Augen und hörte sich laut atmen.

Was war das nur gewesen?

Laura kam nicht mehr zurecht, doch sie wusste, dass sie und das Kleid zusammengehörten. Nicht erst seit der letzten Sekunde, sondern schon immer. Mit ihren siebzehn Jahren war sie noch nie so vergnügt gewesen wie in diesem Augenblick. Aber auch erschreckt und gleichzeitig fasziniert. Sie wusste, dass dieses Kleid allein für sie geschaffen worden war, für keinen anderen sonst.

Sie würde es anziehen!

Es gehörte ihr!

Und Laura setzte ihr Vorhaben endlich in die Tat um. Sie krempelte den Stoff auf und kroch mit geschickten Bewegungen von unten her in das Kleid hinein.

Für kurze Zeit verschwand das Licht, wurde es um sie herum dunkel. Dann durchstieß der Kopf die Öffnung. Das Kleid rollte sich wieder auf, es fiel nach unten, und erst jetzt stellte sie fest, dass es gar nicht so lang war.

Sie hatte schon befürchtet, dass es ihr bis weit über die Füße fallen würde. Das stimmte nicht. Dicht über den Knöcheln endete der Saum des Kleidungsstücks, das doch mehr die Form eines Ponchos hatte.

Laura blieb auf der Stelle stehen und breitete die Arme aus, nachdem sie diese angehoben hatte. Sie hielt sie gestreckt. Ihr Körper bildete, zusammen mit dem Kopf, so etwas wie ein Kreuz. Sie kam sich in dieser Haltung vor wie eine Königin oder Göttin, die über ein gewaltiges Volk befehligte.

Laura genoss ihre Haltung wie die Künstlerin einen stürmischen Beifall. Von Sekunde zu Sekunde fühlte sie sich besser und immer unbesiegbarer. Das Kleid war einfach wundervoll, überhaupt nicht mit anderen Kleidern, Pullovern, Blusen oder T-Shirts zu vergleichen.

Dieses Hemd war einfach anders, und Laura schaffte es nicht, dies zu erklären.

Sie bewegte ihren Körper. Der Stoff schleifte dabei über ihre Haut.

Sie fühlte sich sehr wohl und genoss ein wunderbares Gefühl, das sie in den Jahren nicht gekannt hatte.

Dann war da wieder die Stimme. Nicht mit den Ohren zu hören, sondern einzig und allein in ihrem Kopf. Die Stimme strahlte dort in verschiedene Richtungen weg. Sie formulierte Worte, Satzfragmente,

die sich überlagerten und Echos bildeten, trotzdem jedoch von Laura verstanden werden konnten.

»Du hast es endlich gefunden. Ich gratuliere dir. Jetzt bist du ich, und ich bin du. Wir beide werden eine Einheit bilden, wir haben sie schon gebildet. Wir gehören zusammen, wir werden gemeinsam durch das Leben gehen, meine Liebe. So wirst du das tun, was ich immer wollte. Du bist die Vollenderin, die Vollstreckerin. Es wird wunderbar werden, das schwöre ich dir, meine Liebe…«

Lauras Gesicht blieb starr. Da rührte sich kein Muskel. Sie hatte auch noch immer die gleiche Haltung angenommen. Trotz der gestreckten Arme spürte sie in den Schultern keine Schmerzen. Mit ihr war etwas geschehen, für das sie keine Erklärung hatte. Sie stand zwar auf dem Boden, aber so wie sie musste sich auch jemand fühlen, der keinen Kontakt mehr zum Boden hatte und schwebte.

Es war herrlich…

Irgendwann senkte sie den Kopf. Sie tat es nicht grundlos, denn sie hatte eine Veränderung gespürt. Nicht bei sich oder an ihrem eigenen Körper, diese Veränderung hatte etwas mit dem Kleid zu tun.

Es war bisher neutral gewesen. Es erzeugte weder Wärme noch Kälte. Nun spürte sie das Kribbeln auf der Haut, und plötzlich veränderte sich auch die Neutralität des Hemds.

Der Stoff hatte an Wärme gewonnen und gab sie auch ab.

Das warme Gefühl erreichte ihren Körper. Das Kleid glich auf einmal einer Heizung. Die Wärme strömte innen von allen Seiten gegen sie heran und überflutete sie.

Laura konnte es nicht fassen. Sie stand da und fragte sich, ob sie das Gefühl genoss oder ablehnte?

Sie konnte sich nicht entscheiden.

Ein Wunder war geschehen, denn dieses Kleid, dieses Hemd oder dieser Poncho war auf eine gewisse Art und Weise einmalig und weiterhin unerklärlich.

Die Wärme blieb. Allerdings veränderte sie sich und konzentrierte sich dabei auf verschiedene Stellen.

Ihr war, als wäre jemand dabei, mit einem Schweißbrenner bestimmte Linien in das Gewand zu schneiden. Kreuz und quer, auch längs und von oben nach unten laufend.

In Höhe der Oberschenkel zeichnete sich ein breiter Streifen ab, der, besonders warm war, als wollte er für die Wärme eine endgültige Grenze bilden. Darüber rann die Wärme aber noch hinweg. Sie lief in schmalen Streifen nach unten, versickerte irgendwann, und Laura, die die Stimme nicht mehr hörte, aber krampfhaft über das neue Geschehen nachdachte, schaffte es endlich, den Kopf zu senken, weil sie sehen konnte, ob die Wärme auch äußerlich erkennbar war.

Sie sah es.

Und sie erschrak zutiefst.

Denn was da aus dem Kleid gesickert war, bildete auf dem rötlichen Stoff ein dunkleres Muster.

Das war keine Farbe, Laura Saracelli wusste es genau. Das war nichts anderes als Blut…

Blut, dachte sie!

Blut, das aus dem Stoff des Kleides sickerte und ein bestimmtes Muster hinterlassen hatte.

Eigentlich hätte sie vor dieser Tatsache erschrecken müssen. Sie tat es nicht. Sie blieb stehen und dachte darüber nach, woher das Blut wohl kam, wo sich seine Quelle befand. Aus ihrem Körper war es nicht gekommen. Das hätte sie spüren müssen.

Aber sie spürte nichts.

Und trotzdem war das Blut da.

Also musste es einen anderen Weg genommen haben, und es war dann tatsächlich aus ihrem neuen Kleid gedrungen.

Ein Kleid, das blutete.

Sie konnte es nicht fassen, hörte sich selbst laut atmen und dabei leise röcheln.

Furcht durchtobte sie. Eine panische Angst ließ sie zittern. Kälte und Hitze lösten sich in Wellen ab, und sie durchfluteten ihren Körper. Sie sah es nicht, aber sie spürte sehr genau, wie sie erbleichte.

Als wäre das Blut aus dem Poncho aus ihrem Gesicht geflossen, ohne dabei Spuren zu hinterlassen.

Laura Saracelli klapperte mit den Zähnen. Sie flehte in Gedanken, dass sich das Kleid doch bitte »melden« sollte, aber da geschah überhaupt nichts.

Es blieb stumm…

Laura wusste nicht, wie ihr, geschah. Schwindel hielt sie erfasst.

Sie stand zwar auf der Stelle, aber die Bohlen waren zu Wellen geworden, die mit ihr spielten. Sie trieben sie von einer Seite auf die andere, hin und her. Sie schwankte, sie rissen sie nach vorn, dann wieder zurück, so dass sie glaubte, schon längst auf dem Boden zu liegen.

Laura stand noch immer!

Dann, es kam ihr vor wie eine Ewigkeit, ließ sie die Arme langsam sinken. Dabei blieben die Hände ausgestreckt, kleine Finger ballten sich zur Faust, und sie schlenkerte plötzlich mit beiden Armen, als wollte sie die Steifheit daraus vertreiben.

»Nun…?«

Laura schrak zusammen, als die Stimme wiederum Kontakt mit ihr aufnahm.

»Fühlst du dich gut?«

»Ja…«

Das unsichtbare Wesen hatte die Antwort genau verstanden, denn Laura glaubte, so etwas wie ein fernes Lachen in ihrem Kopf zu hören. »So sollte es auch sein, meine Teure, denn ich habe dich auserwählt. Dich allein, verstehst du?«

»Nicht ganz, aber…«

»Da gibt es kein Aber. Du weißt sehr genau, was ich von dir will. Ich habe dich auserwählt. Ich habe dich geführt, du bist diejenige, die es für mich übernehmen wird. Willst du alles tun, was ich dir sage und befehle?«

»Das will ich!«

»Dann darfst du das Kleid behalten. Wenn du es nicht tust, wenn du dich gegen mich stellst, wird es sich schrecklich rächen und dich grausam vernichten. Auch das solltest du wissen.«

»Ja, ich werde gehorchen.«

»Das ist gut, Laura. Dann geh jetzt los und verlasse diesen Raum. Dein Weg wird dich zu einem bestimmten Ziel führen, das ich dir noch angeben werde.«

»Gern, wenn du mich beschützt.«

»Ich werde immer bei dir sein, auch wenn du das Kleid nicht trägst. Aber du wirst es oft tragen, das verspreche ich…«

Das unbekannte Wesen meldete sich nicht mehr. Dafür aber bekam Laura eine Vision.

Es war ein schreckliches Bild. Viel Blut, viele Leichen. Und inmitten dieses grausamen Chaos stand sie als Königin über Leben und Tod. Während um sie herum die Menschen starben, strich sie über ihr Kleid und lachte.

***

Es war wieder eine jener Nächte, die Antonella Saracelli so hasste, weil sie dann nicht schlafen konnte. Zumeist geschah dies immer dann, wenn ein Wetterumschwung kurz bevorstand, und der war ja auch angesagt worden. Die relative Kühle der letzten Tage sollte verschwinden und einer Hitzewelle Platz schaffen.

Das akzeptierte sie, weil es immer so gewesen war. Aber es kam noch etwas anderes hinzu. Ein unbestimmtes Gefühl, in einer Falle zu stecken, umgeben zu sein von Gefahren, die für die siebzigjährige Frau nicht sichtbar waren.

Ausgerechnet jetzt befand sich die übrige Familie in Urlaub. Sie und ihre Enkelin Laura bewohnten das Haus allein. Antonella sollte auf Laura achten, aber die Kleine machte sowieso, was sie wollte. Es war der Drang des Teenagers, endlich den elterlichen Fesseln zu entfliehen.

Antonella wusste, dass sie nicht mehr als eine Alibifunktion einnehmen konnte. Darüber ärgerte sie sich. Sie ärgerte sich auch,

dass es nicht mehr so war wie früher. Da hatten sich die jungen Mädchen noch nach den Regeln gerichtet, die von den Eltern oder Großeltern aufgestellt worden waren. Aber das war in Italien gewesen, sie lebten hier in London, und hier war es eben anders.

Die alte Frau war froh, wenn die anderen zurückkehrten und sie die Verantwortung nicht mehr zu tragen brauchte. Mutter, Vater, die Geschwister, auch noch eine Tante wollten sie mitbringen.

Im Prinzip konnte sie sich ja über Laura nicht beschweren. Nur traute Antonella der Enkelin nicht, wenn sie gesagt bekam, dass sich Laura mal hier oder mal dort aufhielt. Sie hatte immer das Gefühl, an der Nase herumgeführt zu werden, obwohl sich Laura an den, Abenden zumeist im Haus aufhielt.

So auch heute.

Ob sie bereits im Bett lag, wusste Antonella nicht. Laura hatte ihr zwar eine gute Nacht gewünscht, hatte sich dann aber davongestohlen. Wahrscheinlich saß sie in ihrem kleinen Zimmer oben und sah fern.

Immer noch besser, als sich aus dem Haus geschlichen zu haben.

Antonella hatte zwar versucht, sich ins Bett zu legen und einzuschlafen, das aber war ihr nicht gelungen. Deshalb war sie aufgestanden und saß im Schaukelstuhl. Sie hatte ihn so gedreht, dass sie aus dem Fenster schauen konnte.

Dahinter war es dunkel. Die nächste Straßenlaterne stand zu weit entfernt, als dass ihr Licht einen Schleier gegen die Scheibe hätte werfen können. So ballte sich die Finsternis vor dem Fenster zusammen und vermischte sich auch mit den düsteren Wolken, die ihrer Meinung nach sehr tief gesunken waren.

Es war zudem wärmer geworden. Keine angenehme Wärme, mehr eine widerliche. Der Mai hatte bisher nicht viele schöne Tage gebracht, das würde sich nun ändern, doch der Temperaturanstieg war in diesem Fall ein gewaltiger Schwall, der aus dem Süden kam und eine subtropische Luft auf London zuschob.

Antonella war die Wärme aus Italien gewohnt, damals aber war sie noch jünger gewesen. Zudem war ihr die Schwüle verhasst, und wer seine Last mit dem Kreislauf oder mit dem Herzen hatte, würde ebenfalls Ärger bekommen.

Sie stöhnte auf.

Es war zu warm im Raum. Die Heizung war noch nicht abgestellt worden. Auch sie schickte die Hitze in die vier Wände hinein. Ein einsames Leselicht brannte neben dem Schaukelstuhl, der bei jeder Bewegung anfing zu knarren.

Wie meine alten Knochen, dachte Antonella, die immer ein Gefühl der Spannung darin hatte.

Das bedrückende Gefühl wollte nicht weichen. Für sie war es so

etwas wie eine Vorahnung auf die kommenden Stunden. Sie überlegte, ob sie vielleicht einen Fehler begangen hatte, aber sie kam nicht darauf. Alles war normal gelaufen, obwohl es trotzdem im Haus etwas gab, über das sie nicht gern sprach.

Es war sehr schlimm, sie hätte es auch in Italien lassen sollen, aber sie hatte es mitgenommen, und sie nahm sich vor, bald ihren Sohn darin einzuweihen.

Er musste alles darüber wissen, bevor sie starb. So hatte man es in der Familie immer gehalten, denn dieser Gegenstand durfte auf keinen Fall in die falschen Hände geraten, auch dann nicht, wenn diese zur Familie gehörten.

Immer das älteste Mitglied musste ins Vertrauen gezogen werden, und ihr Sohn würde seiner Mutter vertrauen und diesen Gegenstand auch weiterhin aufbewahren.

Einmal hatte jemand versucht, ihn zu verbrennen. Antonella kannte es nur aus Erzählungen. Wenn diese aber stimmten, war es schlimm gewesen. Da hatte sich das Feuer dann gegen denjenigen gewandt, der das Kleid verbrennen wollte. Die Flammen hatten ihn verschlungen. Seit dieser Zeit war es nicht mehr versucht worden.

Antonella Saracelli stand auf: Mit müden Schritten ging sie zum Fenster und öffnete es.

Es strömte ihr keine kühle Luft mehr entgegen, sondern eine schon stickige Wärme. Beim ersten Augenblick wurde ihr die Luft geraubt, dann wurde ihr schwindlig. Ihr Herz klopfte schneller, als sie ihren Kopf vorstreckte.

Die schmale Straße war leer.

Ein einsames Licht brannte links von ihr. Sie wohnten in einer guten Gegend mit alten Häusern und hatten sich das eigene Haus auch nur leisten können, weil ein hoher Gewinn aus einem Bingospiel in ihre Taschen geflossen war.

Auf der Straße war es ruhig. Keine Schritte, keine Stimmen. In der Luft hing noch ein betäubender Blütengeruch. Jasmin und Flieder vereinigten sich da. Beide rochen nach Fäulnis.

Die tiefe Nacht schwieg.

Keine Lebewesen huschten vorbei. Einmal nur sah sie eine dunkle Katze, die so stark mit ihrer Umgebung verschmolz, dass nur die türkisfarbenen Augen zu sehen waren.

Sie schloss das Fenster wieder. Antonella drehte sich um. Sie war zu schnell gewesen: Schwindel hielt sie umklammert, und sie musste sich abstützen.

Mit langsamen Schritten ging sie weiter. Sollte sie sich ebenfalls hinlegen?

Es hätte keinen Sinn gehabt. Sie konnte nicht schlafen, und das bedrückende Gefühl verstärkte sich. Die Ahnung nahm zu. Sie war wie

ein böses Gespinst, das sich um ihren Körper legte und sich dabei immer stärker zusammendrückte.

Sie Wollte etwas trinken.

Auf dem kleinen Tisch stand noch der Tee. Er schimmerte in der Tasse wie ein blasses, rundes Auge. Er war längst kalt geworden, sie schlürfte ihn trotzdem.

Ein wenig erfrischte er schon, und sie leerte die Tasse bis zum Grund. Dann stellte sie sie zur Seite.

Es wurde wieder still.

Und trotzdem gefiel ihr die Stille nicht. Sie war anders, sie war einfach nicht normal. So bedrückend wie ein Panzer, unheimlich, ein heimliches Tier, das von diesem Haus und deren Bewohnern Besitz ergriffen hatte.

Antonella bekam eine Gänsehaut. Sie verzog ihr Gesicht, und das sowieso schon bestehende Muster aus Falten bekam eine andere Form. Dann ging sie auf die Tür zu. Der Teppich schluckte ihre Schritte, deshalb hörte sie auch die anderen draußen im Flur, die sich von oben her näherten.

Es gab nur eine Person, die jetzt noch außer ihr durch das Haus gehen konnte.

Laura.

Antonella Saracelli hob die Augenbrauen. Eine Geste der Bestätigung. Sie hatte sich schon gedacht, dass es so laufen würde. So leicht schlief ihre Enkelin nicht ein. Laura hatte ihr Zimmer verlassen, um etwas zu besorgen.

Wahrscheinlich wollte sie noch trinken, ihren Durst löschen. Ein Getränk aus dem Kühlschrank holen. Das war alles so normal, doch die alte Frau wunderte sich, dass sie es in diesem Fall nicht als normal empfand. Irgend etwas stimmte nicht. Es musste einfach mit dieser Atmosphäre zusammenhängen, eine andere Erklärung hatte sie nicht.

Lauras Schritte waren hörbar. Und Antonella stellte auch fest, dass sich ihre Enkelin dem Ende der Treppe näherte. Wenn sie den direkten Weg weiterging, würde sie den Wohnraum betreten, wo Antonella auf sie warten wollte.

Nein, nicht warten Antonella wusste selbst nicht, was in sie gefahren war, als sie den Entschluss fasste, ihr entgegenzugehen.

Sie näherte sich mit wenigen Schritten der Wohnzimmertür und zog diese auf.

Dunkelheit. Schattengewächse. Grau, verzerrt und Furcht einflößend. Umrisse von Möbeln, dazwischen die Treppe mit ihrem Geländer und den nach oben führenden Stufen.

Und auf der Treppe stand die Gestalt – Laura!

Sie hatte gesehen, dass die Tür geöffnet wurde, und war stehen geblieben. Die graue Dunkelheit, die Schatten, die ungewöhnlich

verschwommenen Umrisse, das alles war eine Welt für sich und trug zudem noch dazu bei, dass Antonella nicht in der Lage war, ihre Enkelin deutlicher zu sehen, als dieses graue Etwas auf der Treppenmitte.

Sie wusste aber, dass einiges nicht stimmte. Das plötzliche Stehen bleiben, Lauras Haltung, all dies passte einfach nicht in die Normalität hinein.

Warum kam sie nicht vor und sprach einige Worte zur Begrüßung?

Statt dessen stand sie, da, schaute nach unten, nahm die Großmutter ebenfalls nur als Schattengestalt wahr, das Licht aus dem Wohnzimmer reichte nicht aus und schwieg sie an.

Es war bedrückend, und Antonella hatte das Gefühl, als würden sich zwei Fremde gegenüberstehen und nicht die Mitglieder einer Familie. Zwischen ihnen gab es keine Beziehung, da war nichts anderes als eine Wand aus dünnem Eis.

Sie schwiegen auch weiterhin.

Düsternis umgab sie. Nur die alte Frau atmete. Das Herz schlug schneller. In ihrem Körper befand sich eine Stahlklammer, die sich immer weiter zuzog, als wollte sie ihr Herz zerdrücken.

Es war nicht gut, was hier ablief. Obwohl, niemand ein Wort sprach, blieb die Bedrückung.

Warum geht sie nicht weiter? dachte Antonella. Warum bleibt sie dort stehen wie jemand, der auf den anderen nieder sieht und darauf lauert, dass er etwas tut?

Nichts passierte.

Schließlich war es Antonella, die sich ein Herz fasste und ihre Enkelin ansprach. »Laura… was … was ist mit dir? Warum bist du gekommen? Hast du nicht schlafen können?«

Sie schwieg.

»Bitte, Laura!«

Endlich reagierte der Teenager. Er setzte sich in Bewegung. Die eine Hand lag auf dem Geländer und blieb auch dort liegen, als sie zwei Stufen nach unten ging. Sie schleifte hörbar darüber hinweg, und die Tritte hinterließen ein leises Echo.

Die Düsternis war geblieben, doch Antonella konnte sehr gut erkennen, dass sich irgend etwas verändert hatte. Das war nicht die Laura, die sie kannte. Bei ihr war der Körper so ungewöhnlich geworden. Sie hatte eine andere Figur.

Antonella zwinkerte. So richtig kam sie da nicht mit. Etwas störte ungemein. Das Gesicht ihrer Enkelin war nicht mehr als ein blasser Fleck. Ebenso fielen Antonella die breiten Schultern auf. Sie waren nicht normal. Gestern hatte Laura anders ausgesehen. Warum diese Veränderung?

Sollte sie etwa…?

Antonella führte den. Gedanken nicht zu Ende. Sie wollte nicht daran glauben, sie…

»Hallo, Großmutter!«

Ihr fiel ein Stein vom Herzen, als sie die Stimme der Enkelin hörte, und die Beine anfingen ihr zu zittern, aber nicht, weil Antonella gesprochen hatte, sondern weil ihre Stimme so verändert klang.

Es war nicht mehr die eines siebzehnjährigen Mädchens. Sie hörte sich rau und kalt an, sie klang irgendwie neutral und gleichzeitig feindselig.

Laura gehörte nicht mehr dazu.

Antonella fing an zu zittern. Der schreckliche Verdacht festigte sich immer mehr. Über die Schultern und auch über ihren Rücken rann ein kalter Schauer. Die Lippen zitterten, der Druck hinter den Augen verstärkte sich noch mehr, wenn sie Luft holte. Sie ahnte das Schreckliche, ihr Verdacht wurde dann zur Gewissheit, als es Laura geschafft hatte, die Treppe hinter sich zu lassen.

Vor der ersten Stufe blieb sie stehen und war so ziemlich nahe an ihre Großmutter herangekommen.

Antonella starrte sie an.

Ja, Laura hatte sich umgezogen. Sie trug nicht mehr ihre normale Kleidung. Etwas hing breit und bis knapp über die Hüfte reichend an ihrem Körper herab.

Sie hatte es gefunden.

Es war das Hemd, das Leichenhemd!

Antonella hatte den Eindruck, ihre Kehle wäre geschlossen worden. Ein würgender Laut drang über ihre beinahe geschlossenen Lippen. Sie konnte nicht mehr stehen bleiben, ging zurück und stieß mit dem Rücken gegen die Tür.

Der Druck war nicht groß, dennoch schwang die Tür nach innen, und auch Antonella konnte den Wohnraum betreten. Sie ging rückwärts über die Schwelle.

Laura folgte ihr Noch, konnte Antonella ihre Enkelin nicht genau erkennen. Sie war die erste, die den Schein des Leselichts erreichte und damit auch ihren Schaukelstuhl. Sie fiel hinein.

Der Stuhl schwang durch das Gewicht vor und zurück. Sie hörte das Knarren des Korbs und verglich das Geräusch mit Knochen, die in einer alten Mühle gemahlen wurden.

Laura stand in der Tür.

Viel breiter als sonst sah sie aus. Es lag einzig und allein am Schnitt des Leichenhemds, der die Schulter stärker betonte. Wie ein Rechteck fiel es nach unten, und Antonella war auch in der Lage, das dunkle Muster auf der Vorderseite des Stoffs zu erkennen. Es hatte sich aus ziemlich dicken Fäden gebildet, die mal senkrecht, mal waagerecht liefen und sich irgendwo auch trafen.

Antonella wusste Bescheid. Es war so verdammt endgültig, es gab kein Zurück mehr, und sie wusste auch, was ihr bevorstand.

Laura betrat den Raum.

Sie schlich hinein, ihre Füße verursachten kaum einen Laut, als sie über den Teppich glitt. Antonella warf einen Blick in ihr Gesicht. Es hatte sich auf eine bestimmte Art und Weise verändert. Nicht dass es direkt schrecklich ausgesehen hätte, es war nur erwachsener geworden und passte nicht zu Laura. Besonders fielen darin die Augen auf.

Sie glichen zwei kleinen matt schimmernden Teichen, die in die Höhlen gepinselt waren.

Antonella zitterte.

Der Tod schwebte als dritter Gast unsichtbar zwischen den Wänden und hielt seine Klauen bereits ausgestreckt. Noch durchtastete er die Luft auf der Suche nach einem Ziel.

Über Antonella blieb er schweben.

Sie verkrampfte sich, sie wollte mit Laura sprechen, aber sie roch nur das alte Blut.

Dann war Laura bei ihr.

Das Licht fiel gegen sie.

Zuerst wie ein matter goldgelb schimmernder Vorhang, der sehr bald von dem Rot des Leichenhemds aufgesaugt wurde. Antonella sah nur das Hemd, roch das Blut, sah auch die Streifen und würgte den Namen ihrer Enkelin hervor.

Laura senkte den Kopf.

Dann lächelte sie.

Wissend und tödlich…

Antonella zuckte zusammen. Sie umkrampfte mit beiden Händen die Lehnen des Stuhls. Noch einmal riss sie sich zusammen. Sie suchte nach Worten und brachte sie mühsam über die Lippen.

»Nein, Laura, nein… du darfst es nicht. Zieh es aus. Weg damit, es ist nicht gut, es darf nicht sein. Es tötet, es …«

Laura beugte sich vor.

»Hallo, Großmutter, ich mag dich.« Dann griff sie zu, umarmte Antonella, als wollte sie ihr damit einen Liebesbeweis geben.

Die alte Frau spürte genau, dass es das Ende war. Sie zuckte unter der Umarmung. Der Stuhl bewegte sich heftig. Er schaukelte hörbar hin und her, er geriet in regelrechte Zuckungen, denn im selben Rhythmus bewegte sich auch der Körper der Frau.

Antonella spürte den Tod wie eine Woge und eine Klammer zugleich. Er holte sich, was er brauchte. Kein Leben war ihm heilig. In ihrem Körper raste irgend etwas. Im Innern schien etwas zu zerreißen. Die Angst schleuderte gewaltige Wellen hoch. Sie hörte böse Stimmen, dazwischen ein hartes Lachen, und plötzlich schmeckte sie etwas in

der Kehle, das nur Blut sein konnte.
So widerlich süß und metallisch.
Blut aus ihrem Innern.
Aus Wunden tief in ihrem Körper, die gerissen worden waren. Es jagte in ihr hoch, es füllte ihren Mund aus, und sie erstickte daran.
Der Stuhl schwang noch immer.
Nur nicht mehr so heftig wie zuvor.
Als Laura ihre Großmutter losließ, da schwang er allmählich aus und kam zur Ruhe.
Laura ging einen Schritt zurück. Sie blickte schräg nach vorn und direkt in das Gesicht der Großmutter.
Augen ohne Glanz. Ein verzerrter Mund, der die Qualen der letzten Sekunden wiedergab. Und ein dünner Blutstreifen, der aus dem rechten Mundwinkel geflossen war und den Weg über das Kinn hinweg bis hin zum Hals genommen hatte: So sah nur eine Tote aus.
Laura nickte und lächelte.
Sie hatte gewonnen, das Kleid hatte ihr die nötige Stärke gegeben, und sie hatte den Befehlen der Stimme gehorcht.
Ohne einen Funken des Bedauerns verließ sie das Zimmer. Jetzt erst fühlte sie sich richtig gut…

***

»Was trinkst du, John?«
Ich schaute auf die Karte. »Nichts, was mich schnell umhaut. Alkohol am Mittag gefällt mir nicht.«
»Wasser?«
»Ja.«
Das gleiche bestellte Bill auch. Da wir beide Hunger verspürten, gönnten wir uns noch einen Salat. Ich nahm den mit den drei Roastbeef-Scheiben und salzte sie noch etwas nach. Sie lagen zwischen dem Grünzeug wie graurote Zungen.
Bill hatte sich einen Salat mit Krabben bestellt. Er schielte auf meinen Teller. »Sieht nicht schlecht aus.«
»Und?«
»Es kann einem nur schlecht werden. Ha, ha.«
»Trotzdem, guten Hunger.«
»Werde ich haben.«
Es war ein Tag wie aus dem Bilderbuch. Frühling, wie er schöner nicht sein konnte. Ein wunderbarer Himmel, dazu der Sonnenschein, der die Riesenstadt London regelrecht rausputzte. Ihr Häusermeer sah aus, als würde es unter einem hellen Dach liegen.
Bill Conolly und ich hatten es uns auf einer Außenterrasse bequem gemacht. Sie gehörte zu einem Lokal in der Leichtbauweise. Viel Glas, dazwischen weiß gestrichenes Holz, und der Blick glitt von der

Terrasse hinein in einen der kleinen Londoner Parks, wo die Bäume in voller Blüte standen und die vom Wind abgewehten Kirschblüten einen weißen Teppich auf dem Rasen hinterlassen hatten.

Wenn Bill Conolly mich zu einer dermaßen ungewöhnlichen Stunde einlud, hatte er seinen Grund. Er war noch nicht mit der Sprache herausgerückt, und meine Spannung hielt sich in Grenzen. Ich wusste genau, dass er längst etwas gesagt hätte, wenn es drängte. So aber aß ich zunächst in aller Ruhe und träufelte vor jedem Bissen Fleisch noch etwas Remouladensoße auf die dunklere Masse.

»Dir schmeckt es, wie?«

Ich lächelte. »Warum auch nicht?«

Bill hob die Schultern. Er zerbiss zwei Krabben und meinte dann, dass er mir nicht den Appetit nehmen würde.

»Nett von dir.«

»Aber es gibt trotzdem einen Grund, weshalb ich mich mit dir getroffen habe.«

Ich schob das letzte Stück Fleisch zwischen meine Lippen, trank und winkte dem Kellner, um bei ihm einen leichten Weißwein zu bestellen. So ganz »trocken« war das Kribbelwasser nicht. »Du wirst es nicht glauben, aber damit habe ich schon gerechnet.«

Der Reporter grinste nur.

»Geht es um Sheila?« fragte ich.

»Hat sie sich von den Strapazen erholt?« Ich hatte dabei einen Fall angesprochen, der nicht lange zurücklag.

Bill nickte. »Das schon. Sie sitzt zu Hause und ärgert sich noch immer, dass selbst die Modebranche von irgendwelchen Dämonen nicht verschont geblieben ist.«[1]

»So ist das Leben.«

»Aber um sie geht es nicht, John.«

»Wunderbar.« Ich trank einen Schluck Wein und fragte: »Was ist dein Problem, Bill?«

»Ich habe eigentlich keines.«

»Wie schön.« Ich streckte die Beine aus und schob den Teller zur Seite. »Dann ist das hier nur ein Treffen unter alten Freunden, die am Mittag das schöne Wetter genießen wollen.«

Er wiegte den Kopf. »Nicht ganz. Ich möchte dir etwas erzählen.«

»Raus damit.«

»Es geht um drei Tote.«

»Das ist nicht gut.«

»Meine ich auch.«

Meine Stimmung war schlagartig dahin. Der Himmel kam mir plötzlich nicht mehr so blau vor. Bill betrachtete seine Fingernägel.

Er machte den Eindruck eines Mannes, der nachdachte und dabei die richtigen Worte suchte.

»Drei Tote, John. Eigentlich in London nichts Besonderes, aber mir ist trotzdem dabei etwas aufgefallen.«

»Bitte:«

»Die Menschen starben sehr rasch hintereinander.«

»Das soll vorkommen. Wer waren sie?«

»Antonella, Lucia und Flavio.«

Er hatte mir die Vornamen gesagt, aber ich wusste trotzdem, was er meinte: »Scheint sich um Italiener zu handeln.«

»Korrekt.«

»Mafia?« Dabei dachte ich sofort an Logan Costello, den Mafiaboss hier in London.

»Nein.« Bill räusperte sich. »Ich habe dir bisher nur die Vornamen der Toten genannt. Der Hausname folgt.«

Ich hatte genau zugehört. »Nur einer?«

»Ja, denn alle drei hießen Saracelli.«

Ich nickte und merkte, wie sich mein Magen zusammenzog. Was Bill da gesagt hatte, ließ darauf schließen, dass jemand oder irgendeine Kraft dabei war, eine Familie auszurotten. Wahrscheinlich sah mein Freund Bill es ebenfalls so. Als ich ihm die entsprechende Frage stellte, nickte er mir zu.

»Dass so viele Menschen aus einer Familie sterben, John, das ist für mich nicht nachvollziehbar. Besonders in einer so kurzen Zeit. Okay, Antonella Saracelli war schon über siebzig Jahre, glaube ich. Mit Lucia, einer Tante aus dem kleinen Clan, verhielt es sich nicht so. Sie war erst zweiundvierzig. Und Flavio, ihr Sohn und einer der jüngeren aus dem gewaltigen Verbund, zählte genau neunzehn Lenze. Diese drei Personen sind während einer Woche gestorben.«

»Durch Mord?«

»Nein, kein. Verdacht.«

»Wie dann?«

Bill spielte mit dem Saum der gelben Tischdecke. Die Gäste um uns herum interessierten uns nicht. Ich schaute einigen Kirschblüten nach, die wie Schneeflocken durch die Luft taumelten, bevor sie auf dem Rasen zu liegen kamen. »Es sind alles natürliche Todesursachen gewesen. Die Großmutter starb an einem Lungenriss, die Tante an Herzschlag, und bei dem Jüngsten, einem Fußballspieler, versagte der Kreislauf. Wie gesagt, das geschah in derselben Woche, und du kannst sagen, was du willst, John, es will mir nicht in den Kopf. Das ist nicht normal.«

Ich nickte. »Wie ich dich kenne, Bill, hast du darüber nachgedacht.«

»Worauf du Gift nehmen kannst.«

»Bist du auch zu einem Ergebnis gelangt?«

»Ja und nein. Ich könnte mir gut vorstellen, dass die Familie Saracelli von einem Fluch erwischt wurde. Man hat sie mit diesem Fluch belegt,

und der hat voll zugeschlagen.«

Ich winkte ab. »Lassen wir das einmal dahingestellt sein. Woher weißt du es, und warum bin ich nicht darüber informiert worden?«

Bill lächelte etwas mokant. »Weil es keinen Hinweis auf übernatürliche Kräfte gibt.«

»Davon gehst du aus?«

»Da bin ich mir sicher.«

»Und trotzdem hast du Verdacht geschöpft. Andere Frage«, sprach ich schnell weiter. »Wie ist es denn möglich, dass du Verdacht geschöpft hast und nicht ich?«

»Kann ich dir sagen, John. Ein Mädchen namens Laura Saracelli ist auf derselben Schule wie Johnny, mein Sohn. Eine Klasse über ihm, und die beiden hatten hin und wieder Kontakt. Johnny hat mir von der Sache berichtet. Er hat ja miterlebt, was in der Familie geschehen ist. Schließlich sprach es sich auch bei allen Schülern und deren Eltern herum. Die Familie verliert drei Mitglieder innerhalb einer Woche. Das ist mehr als ungewöhnlich.«

»Kann man wohl sagen. Glaubst du denn, dass etwas anderes dahinter steckt als ein normaler Tod?«

»Inzwischen schon.«

»Warum?«

»Kann ich dir auch nicht sagen. Es ist für mich einfach zu unnatürlich.«

Ich nickte vor mich hin und malte mit dem Fingernagel Kreise auf die Decke. »Kennst du denn diese Laura Saracelli persönlich, oder ist sie dir nur aus Erzählungen bekannt?«

»Ich kenne sie persönlich.«

»Und wie hat sie den Tod der Familienmitglieder verkraftet? Hast du mit ihr gesprochen? Oder Johnny vielleicht?«

Bill runzelte die Stirn. »Das ist auch etwas seltsam, wenn ich ehrlich sein soll. Eigentlich hätte Laura zusammenbrechen müssen, aber das tat sie nicht. Sie ist sogar zur Schule gekommen. Laut Johnnys Aussage gab sie sich ziemlich cool.«

»Das hat dich stutzig gemacht?«

»Ja. Sie trauerte nicht, John. Ich finde es zumindest ungewöhnlich.«

»Da hast du recht.« Bis auf einen kleinen Rest leerte ich das Weinglas. »Wie ich dich kenne, Bill, möchtest du, dass ich etwas unternehme. Sonst säßen wir nicht hier.«

»Stimmt genau.«

Ich lächelte schmal und schaute zwei hübsch gebauten dunkelhäutigen Mädchen nach, die schräg gegenüber von uns an einem der runden Tische ihre Plätze fanden. »Was soll ich tun?«

»Dir diese Laura, die nicht trauert, einmal aus der Nähe anschauen.«

»Mehr nicht?«.

»Vorerst nicht.«
»Und wann soll das geschehen?«
»Wir können gleich zur Schule fahren.«
»Gut ausgedacht«, lobte ich. »Aber ich werde wohl kaum Glück haben. Ich kann schließlich nicht hingehen und sie fragen, weshalb sie nicht in Tränen aufgelöst ist.«
»Da hast du recht. Ich will auch nur, dass du dir die Kleine mal anschaust. Vielleicht spinne ich auch, aber du weißt ja selbst, wie das mit dem verdammten Gefühl ist, das sich einfach nicht unterdrücken lässt. Da sage ich dir nichts Neues.«
»Stimmt.«
»Zudem habe ich noch eine Befürchtung«, flüsterte Bill, wobei er sich über den Tisch beugte. »Ich kann mir vorstellen, dass das Ende der Mordserie noch nicht erreicht ist. Damit kann es noch weitergehen. Die Familie Saracelli ist groß. Laura hat noch mehrere Geschwister, und ihre Eltern sind ebenfalls da.«
»Du rechnest mit einem weiteren Toten?«
»Im schlimmsten Falle schon.«
Ich dachte nach. War alles zu weit hergeholt? Hatte Bill recht? Sollte ich mich darum kümmern?
»Du kannst ja einen Test machen, John. Wenn wir zur Schule fahren, werde ich mit ihr reden. Vielleicht lässt du sie zufällig einen Blick auf das Kreuz werfen. Ich bin mächtig gespannt, wie Laura darauf reagieren wird.«
»Bill«, sagte ich vorwurfsvoll, »und das alles nur, weil Laura nicht so trauert, wie du es gern gehabt hättest.«
»Also weißt du, ich habe ja schon Dinge von vorn nach hinten geholt und mich auch öfter auf mein Gefühl verlassen, aber was du da jetzt sagst, dem kann ich nicht folgen. Das ist mir irgendwie zu hoch.«
»Mag sein, John. Ich fühlte mich ja auch nicht wohl in meiner Haut. Aber ich möchte mir später keine Vorwürfe machen, wenn doch noch etwas eskaliert.«
»Da gebe ich dir recht.«
»Bist du dabei?«
»Aus alter Freundschaft bestimmt.«
Bill lachte und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Dann winkte er dem Kellner, um die Rechnung zu begleichen.
Wir hatten einen guten Parkplatz gefunden, von dem aus wir die Schule beobachten konnten. Auch dieses mächtig wirkende Gebäude lag im Schein der Sonne, deren Licht von dem Blattwerk der Bäume teilweise gefiltert wurde, so dass an diesen Stellen der Untergrund mit einer Unzahl von hellen Flecken übersät war.
Wir waren nicht die einzigen, die auf Schüler warteten. Vor und hinter uns standen ebenfalls Fahrzeuge, die den Müttern gehörten.

Sie waren gekommen, um die Kinder abzuholen. Wegen der Wärme hatte es keine Frau mehr in ihrem Fahrzeug ausgehalten. Jede Fahrerin war ausgestiegen und hielt sich neben dem Auto auf.

Das taten auch Bill und ich. Ich quälte mich ächzend aus dem Porsche, was Bill grinsen ließ. Er, der diesen Wagen gewohnt war, entstieg ihm elegant.

»Du wirst älter, John.«

»Kann sein. Ich bin es eben nicht gewöhnt, in diesen engen Büchsen zu fahren.«

»Ein Ferrari ist noch enger.«

»Den würde ich mir auch nur als Modellauto kaufen, wenn überhaupt«, erwiderte ich, bevor ich mich streckte und dann die Beine leicht ausschüttelte.

Wir lehnten uns seitlich gegen den Wagen, beobachtet von den Müttern, die hier auf ihre Kinder warteten. Manch misstrauischer Blick traf uns. Wahrscheinlich dachten einige der Frauen, dass wir es auf Kinder abgesehen hatten.

Noch herrschte eine relative Ruhe auf dem gegenüberliegenden Schulhof. Nur wenige Schüler standen dort zusammen. Die meisten von ihnen gehörten zu den oberen Klassen und waren schon älter.

»Wie lange noch?«

»Minuten, John.«

Ich setzte die dunkle Brille auf. Unter meinem Jackett war es mir warm geworden. Das Warten hier und das Eingehüllt sein in die stille Umgebung machten mich schläfrig. Beinahe wären mir sogar die Augen zugefallen. Hin und wieder fuhr ein weiteres Fahrzeug an, aus dem eine Mutter stieg, die auf ihr Kind wartete.

Ich hätte den Wein doch nicht trinken sollen. Am liebsten wäre mir gewesen, mich in die Sonne zu legen und den weichen Druck einer Wiese unter meinem Rücken zu genießen, die dann zu einem natürlichen Bett wurde.

Bill räusperte sich. Als ich den Kopf drehte, grinste er. »Du schläfst bald im Stehen.«

»Danach ist mir auch.« Nach dieser Antwort hörte ich das entfernt klingende Schrillen einer altertümlichen Schulglocke. Sie war das Zeichen, um die Gegend zu beleben. Plötzlich war es vorbei mit der Ruhe. Zwar stürmten die Schüler nicht aus dem Gebäude wie zu Ferienbeginn, aber sie alle waren froh, die dumpfen Klassenzimmer endlich verlassen zu können, um hineinzulaufen in den hellen Sonnenschein.

Ich war wieder wach.

Autofahrer wussten Bescheid. Um diese Zeit rollten sie langsamer an der Schule vorbei. Besonders die jüngeren Schüler stürmten oft wild auf die Fahrbahn.

»Willst du Johnny auch gleich mitnehmen?«
»Der ist heute mit seiner Klasse unterwegs. Sie besichtigen irgendein Museum.«
»Auch nicht schlecht.«
Die Mütter waren gekommen, um ihre kleineren Kinder abzuholen. Sie liefen ihnen sogar entgegen, was uns nicht kümmerte. Wie hielten nach den Älteren Ausschau. Sie verließen die Schule langsamer, gaben sich lässig, redeten miteinander, kamen stets in Gruppen, doch mir fiel ein junges Mädchen auf, das allein ging. Es trug eine schwarze Hose und eine ebenfalls schwarze, dünne Jacke, die in ihrem Saum mit der Hüfte abschloss. Unter der Jacke beulte sich der Stoff einer weißen Bluse im leichten Wind auf. Das Haar war dunkel, es schimmerten allerdings helle Reflexe darin, als hätte sich das Licht der Sonne darin verfangen.
Für einen Moment blieb sie stehen und kam mir dabei sehr nachdenklich vor. Mit einer Hand schaufelte sie durch ihre Haare, in der anderen hielt sie die Tasche.
Selbst auf diese Distanz hin sah ich, dass sie ein außergewöhnlich hübsches Mädchen mit weichen Gesichtszügen war. Bill, der meinen Blick bemerkt hatte, sagte leise: »Okay, John, du hast schon richtig hingeschaut, das ist sie:«
»Wunderbar.«
Er lachte leise und überhaupt nicht humorvoll. »Sieht so jemand aus, der um drei verstorbene Mitglieder seiner Familie trauert?«
Ich hob die Schultern. »Wenn ich an die Kleidung denke, schon, aber heutzutage ist Schwarz ja in.«
»Richtig.«
Laura Saracelli ließ einen Wagen passieren, schaute ihm kurz nach, dann überquerte sie die Straße. Wenn sie so weiterging, würde sie unseren Porsche in einer Entfernung von etwa zehn Yards passieren. Das wollte Bill nicht, außerdem war der Porsche auch für einen Teenager ein sehr auffälliges Auto, und sie schaute automatisch hin.
Das sah auch Bill, und er winkte.
Laura blieb stehen.
Bill rief ihren Namen.
»Ha, Sie sind es, Mr. Conolly.« Rasch kam sie näher, schaute Bill an, dann mich und fragte: »Warten Sie auf Johnny? Ich hörte, dass die Klasse einen Trip ins Museum gemacht hat und…«
»Nein, nicht auf Johnny.«
Lauras dunkle Augen weiteten sich. Sie wusste plötzlich Bescheid.
»Doch nicht etwa auf mich?«
»Doch.«
Sie ging einen kleinen Schritt zurück. An ihren Ohrläppchen baumelten verschiedene Ringe. Modeschmuck, auffallend, aber nicht

teuer. »Was kann ich denn für Sie tun, Mr. Conolly?«

»Nun, Laura, es ist nicht ganz einfach. Du weißt, dass ich im Elternrat der Schule sitze, und ich habe natürlich von deinem Schicksal oder dem deiner Familie erfahren.« Er fühlte sich etwas unbehaglich und suchte nach Worten. »Nun ja, da dachte ich mir, dass es besser ist, wenn ich mal mit dir rede, Laura. Drei Menschen in so kurzer Zeit zu verlieren, das kann kein Mensch verkraften. Wenn wir dir irgendwie helfen können, dann lass es mich bitte wissen. Wir werden alles tun, um dich und deine Familie zu unterstützen.«

Laura senkte den Kopf. »Danke, Mr. Conolly, aber…«

»Keine falsche Scham, Laura«

»Wir… ich … ich werde es schon überstehen, denke ich. Es ist auch so …«

Sie schluckte, ihr fehlten die Worte. Noch immer hielt sie den Kopf gesenkt, und das Haar war wie ein dichter, dunkler Vorhang vor ihr Gesicht gefallen.

Ich dachte daran, was Bill mir geraten hatte. Ihr das Kreuz zu zeigen und so einen Test durchzuführen. Das kam mir plötzlich lächerlich vor, deshalb ließ ich es bleiben.

Dann hob sie den Kopf.

Sie und ich schauten uns an.

Ich hatte noch ihre letzten Worte im Ohr, doch als ich ihr Gesicht sah, da dachte ich anders darüber. Zwar hatten die Sätze traurig geklungen, nur zeichnete sich das auf ihrem Gesicht nicht ab. Es war zwar bleich, aber es wirkte auch irgendwie trotzig und gleichzeitig zeigte es einen gewissen Triumph. Oder täuschte ich mich?

Laura lächelte sogar. »Wir kommen schon darüber hinweg, Mr. Conolly, denke ich.«

»Wie geht es deinen Eltern?«

Sie hob die Schultern. »Sie sind sehr geknickt.«

»Soll ich…?«

»Bitte nicht. Wir kommen sicherlich zurecht.«

»Kann ich dich denn nach Hause fahren?«

»Nein, das möchte ich nicht.«

»Gut.« Bill reichte ihr die Hand. »Alles Gute, Laura, und vergiss meine Worte bitte nicht.«

»Das werde ich schon nicht, Mr. Conolly.«

Sie entzog sich seiner Hand, nickte mir zu und ging davon. Wir schauten ihr nach und sprachen erst wieder miteinander, als Laura Saracelli außer Hörweite war.

»So«, sagte Bill, »jetzt würde mich interessieren, was du zu ihr sagst.«

»Sie ist nett und hübsch.«

»Klar – und weiter?« Ich hob die Schultern. »Warum hast du den Test mit Kreuz nicht durchgeführt?«

»Er kam mir lächerlich vor.« Bill schaute auf das Schulgebäude.
»Wahrscheinlich hast du sogar recht. Aber wie reagiert oder gibt sich so ein junges Mädchen, das innerhalb weniger Tage drei Tote in der Familie zu beklagen hat?«
»Schwer zu sagen. Ich weiß es nicht. Ich bin damit zum ersten mal konfrontiert worden.«
»Ich auch, aber ich habe das Gefühl, dass mehr hinter diesen Sterbefällen steckt.«
»Mit denen du Laura in Verbindung bringst.«
»So ist es.«
»Den Beweis haben wir auch jetzt nicht bekommen, doch ich gebe zu, dass sie mir auch aufgefallen ist.«
»Wie denn?«
»Es war ihr Blick, es war ihr Lächeln. Da hast du recht. Beides passte auch meiner Ansicht nach nicht zu einer Person, die viel verloren hat. Ich entdeckte keine Trauer.« Bill deutete ein Klatschen an.
»Bravo.«
»Das aber keinesfalls bedeuten muss, dass ich Laura Saracelli unbedingt verdächtige.«
»Ich ja auch nicht. Es war nur ein Gefühl.« Er lachte und drehte sich ab. »Soll ich dir mal ehrlich etwas sagen, John? Ich komme mir bereits leicht blöd vor.«
»Und weiter?«
»Nichts mehr weiter. Wir setzen uns jetzt in den Wagen, ich fahre dich zurück zum Yard.«
»Womit der Fall für dich natürlich nicht ausgestanden ist, wie ich meine.«
»Woher weißt du das?«
»Ich kenne dich doch.«
Bill Conolly trat dicht an mich heran. »Was ich dir jetzt sage, klingt zwar schlimm und beinahe schon pervers, aber ich habe das Gefühl, dass die Reihe der Sterbefälle noch nicht beendet ist. Da passiert noch etwas, John, glaube es mir.«
Ich bekam schon einen leichten Schauder. »Meinst du damit, dass die gesamte Familie Saracelli sterben wird?«
»Ja – vielleicht…«
Ich drehte mich ab, schüttelte den Kopf und öffnete die Beifahrertür. Auf der oberen Kante stützte ich mich ab. »Das sind verdammt harte Sätze, Bill.«
»Stimmt.« Er hob den Zeigefinger wie ein strenger Lehrer. Vielleicht lag es an der Nähe der Schule. »Irgend etwas steht uns noch bevor. Ich spüre es.«
»Was soll ich tun?«
Er winkte ab. »Ich weiß, wohin du mit deiner Frage zielst. Du kannst

die Familie nicht Tag und Nacht bewachen lassen. Dafür gibt es offiziell keinen Grund. Wir wollen nur hoffen, dass es nicht irgendwann mal zu spät ist.« Er stieg ein, und auch ich klemmte mich wieder in den von der Sonne aufgeheizten Wagen.

Bill startete.

Ich war sehr schweigsam, und auch mein Freund sprach auf der Fahrt kein Wort.

Wir gaben es uns gegenüber nicht zu, aber das bedrückende Gefühl ließ sich einfach nicht vertreiben…

***

Ihr Zimmer war klein, es war viel zu warm, und Laura war froh, dass ihre Schwester, mit der sie den Raum normalerweise teilte, nicht da war und irgendwo draußen spielte.

Sie lebte in einem Totenhaus.

Eine unnatürliche Ruhe hatte sich ausgebreitet. Jeder ging nur auf Zehenspitzen, als hätte er Angst, die Ruhe der kürzlich Verstorbenen zu stören.

Hin und wieder weinte jemand. Wenigstens hatte das laute Schreien aufgehört, das immer dann eintrat, wenn sich jemand aus der Familie an die Schrecken erinnerte.

Drei Tote.

Sie lächelte versonnen vor sich hin. Es würden noch mehr werden, das stand fest.

Sie wusste nur noch nicht, wen es treffen würde, aber sie war bereit. In der folgenden Nacht sollte es geschehen.

Dabei konnte sie zwischen ihren Eltern, den Geschwistern, aber auch Fremden auswählen. Mit dem letzten Gedanken hatte sie sich noch nicht so richtig beschäftigt. Es würde aber nicht schlecht sein, wenn sie eine andere Spur legte.

Bisher war die Polizei noch nicht aufmerksam geworden. Die Menschen waren allesamt auf eine natürliche Ursache ums Leben gekommen. Und auch die vierte Person würde es so treffen, das stand für sie fest. Dann allerdings musste sie ihr Wirkungsfeld verändern, und sie dachte darüber nach, in welche Richtung es führen konnte.

Trotz der geringen Größe beherbergte das Zimmer zwei schmale Schreibtische. Sie standen sich unter dem Fenster gegenüber. Der leere gehörte ihrer Schwester Sandra. Die Zwölfjährige hatte die Fläche mit zahlreichen bunten Aufklebern dekoriert, und es waren auch, bis auf wenige Ausnahmen, ihre Poster, die an den Wänden hingen. Zwei schmale Betten hatten ebenfalls noch ihre Plätze gefunden und auch ein heller Schrank, in dem beide Mädchen ihre Sachen aufbewahrten.

Nur Lauras Kleid nicht…

Das hielt sie versteckt.

Wohin sollte sie ausweichen, wenn sie beim Tragen des Kleides abermals einen Befehl bekam?

Sie dachte darüber nach. Die letzten Stunden ließ sie noch einmal Revue passieren: Dabei erinnerte sie sich deutlich an die beiden Männer, die vor der Schule auf sie gewartet hatten. Mr. Conolly kannte sie, der andere war ihr fremd gewesen. Er musste sich in Conollys Alter befinden, und er hatte Laura mit einem Blick angeschaut, unter dem sie im Nachhinein noch erschauderte. Es war ein prüfender, etwas misstrauischer und auch irgendwie wissender Blick gewesen. Er hatte Laura überhaupt nicht gefallen.

Wer war dieser Mann?

Gern hätte sie sich nach ihm erkundigt, aber das wäre aufgefallen.

Sie musste ja eine Komödie vorspielen. Sie musste Trauer zeigen, obwohl ihr nicht danach war. Auch wenn sie das Kleid nicht trug, so hatte sie sich schon verändert. Sie hatte sich vollkommen in der Gewalt, obwohl sie innerlich kochte.

Wieder kehrten ihre Gedanken zu Bill Conolly zurück. Er hatte den anderen Mann mitgebracht. Ihretwegen? Oder war es einfach nur Zufall gewesen, weil sie sich getroffen hatten? War Mr. Conolly misstrauisch geworden? Man sprach in Schülerkreisen über ihn, und es hatte sich auch herumgesprochen, dass er einer außergewöhnlichen Tätigkeit nachging. Er war zwar ein »normaler« Reporter von Beruf, doch die Familie Conolly umgab ein Geheimnis. Laura hatte mal mit Johnny darüber sprechen wollen, war bei ihm aber auf Granit gestoßen. Er hatte nur zugegeben, dass sie mal mit einer zahmen Wölfin unter einem Dach gelebt hatten.

Irgendwie passten die Dinge nicht zusammen. Die Conollys gaben ihr Rätsel auf.

Und Johnny?

Laura mochte den Jungen, er war ein guter Kamerad, ein Freund, mit dem man durch dick und dünn gehen konnte. Er stellte sich nicht an, hatte auch nicht viel Angst, mal einen Streich zu machen und würde auch nicht misstrauisch werden, wenn sie sich mit ihm traf.

Laura lächelte hintergründig, bevor sie flüsterte: »Das ist eigentlich eine gute Idee. Ich könnte mich mit ihm treffen und mir etwas Besonderes anziehen…«

Sie spürte einen Luftzug im Nacken und wusste sofort, dass hinter ihr jemand die Tür geöffnet hatte. »Arbeitest du?« fragte Marion Saracelli, als sie das Zimmer betrat und dann die Tür schloss.

Laura strich ihre Haare zurück, drehte sich und schüttelte den Kopf. Jetzt musste sie wieder spielen und schaffte es auch. »Ich… ich kann es nicht, Mum.«

Marion nickte. Sie war eine blonde Frau und im Norden des Landes geboren. Auch sie trug Schwarz. Rock, Bluse und Strümpfe.

Deshalb wirkte ihr verweintes und leicht aufgequollenes Gesicht noch blasser, als es ohne schon war. Ihre Gesichtszüge waren in den letzten Tagen sehr hart geworden. Zwei tiefe Falten lagen in den Wangen wie Kerben. Ihre Augen sahen aus wie hartes Glas.

Sie nickte. »Ich verstehe dich. Möchtest du etwas essen?«

»Nein.«

»Auch keine Ravioli?«

»Nein, Mutter.«

Marion Saracelli nickte. Sie knetete ihre Hände. Wieder stand sie dicht vor dem Weinen. »Dein Vater kommt heute später. Er hat noch im Restaurant zu tun.«

»Wie spät denn?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Nach Mitternacht wird es schon werden, denke ich.«

»Ich gehe dann irgendwann schlafen.«

»Sandra ist schon im Haus. Wir werden jetzt essen.«

»Nicht ich.«

Mrs. Saracelli nickte der ältesten Tochter zu, verzog die Lippen und ging.

Laura wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. Dann musste sie sich zusammenreißen, um nicht, zu lachen. Es lief besser, als sie es sich vorgestellt hatte. Ihr Vater würde erst nach Mitternacht zurückkehren. Es war also einer weniger da, der sie störte. Sie konnte nach oben gehen und ihr Kleid anziehen.

Wieder würde es eine besondere Nacht im Haus der Saracellis werden. Daran glaubte sie fest…

***

Ich hatte mit meinem Freund und Kollegen Suko über den Fall gesprochen, weil ich seine Meinung hören wollte. Er saß mir gegenüber, löffelte an seinem Joghurt und zog die, Stirn kraus. Ich kannte diese Geste, wartete aber auf seine Antwort.

»Ziemlich weit hergeholt, würde ich sagen.«

»Meine ich auch.«

»Was fragst du dann mich, John? Du bist doch derjenige gewesen, der diese Laura gesehen hat.«

Ich drehte mich um und zog am Rollo. Die Räume zwischen den einzelnen Lamellen wurden dichter. Damit hielt auch die Dämmerung in unser Büro Einzug. »Ich weiß es eben nicht, Suko, und bin mir verdammt unsicher. Es könnte alles möglich sein, das brauche ich dir nicht zu sagen.«

»Und vom Gefühl her?«

Ich strich durch mein Gesicht und knetete dabei die Wangen.

»Wenn ich das mal wüsste. Da steht es praktisch unentschieden,

wenn ich ehrlich bin.«
»Du traust ihr alles zu?«
»Sowohl als auch.«
Er räusperte sich und meinte: »Es wäre vielleicht besser, wenn du mehr über sie und ihre Familie in Erfahrung bringen würdest, meine ich.«
»Das habe ich bereits in die Wege geleitet. Die Kollegen im Bauch wissen Bescheid.« Als Bauch bezeichneten wir die unterirdische Abteilung, wo auch die Fahndung und das Zentralarchiv untergebracht waren.
»Und eine Verbindung zu Costello und der Mafia schließt du aus?«
»Ja.«
»Ich wäre mir da nicht so sicher. Vielleicht bringt die Überprüfung etwas. Stell dir vor, es kommt heraus, dass der Vater für Costello arbeitet.«
»Der ist Oberkellner, sagte mir Bill.«
»Da hätten wir schon eine Spur. Jeder Besitzer eines Restaurants zahlt doch an Costello.«
»Das muss in diesem Fall nicht so sein.«
»Dann warte das Ergebnis ab.«
Suko blieb ruhig. Ich nicht, denn ich wurde das Gefühl nicht los, etwas falsch gemacht zu haben. Da lief einiges quer, ich kam damit nicht zurecht. Vielleicht hätte ich mich mehr rein hängen sollen, aber auch das wollte ich nicht so ohne weiteres unterschreiben. Ich war der Mann mit den sieben Armen, der sie in alle Richtungen streckte, aber immer wieder ins Leere fasste, obwohl es dort etwas zu greifen gab. Das wiederum machte mich nervös.
Deshalb war ich auch froh, als sich das Telefon meldete, ich abheben und meinen Namen nennen konnte.
»Ja, Mr. Sinclair«, hörte ich die Stimme eines Kollegen von der Fahndung. »Da haben Sie Pech gehabt.«
»Ihr habt also nichts.«
»Absolut nichts. Sieht aus, als wäre es eine Bilderbuchfamilie, trotz der drei Toten.«
»Ja, das sieht wohl so aus.«
»Sorry.«
»Danke, trotzdem.«
Der Kollege lachte. »Gern geschehen.«
Ich legte, auf, und Suko hatte bereits an meinem Gesicht ablesen können, dass die Auskunft negativ ausgefallen war.
»Sauber«, sagte ich und hob die Arme. »Absolut sauber, wie frisch aus der Maschine.«
»Immerhin etwas. Und jetzt?«
»Bleibe ich trotzdem am Ball.«

»Wie denn?«
»Weiß ich noch nicht.«
Suko lachte plötzlich, obwohl kein Grund vorhanden war. »Soll ich dir etwas sagen, Alter? Ich werde jetzt Feierabend machen und mich zurückziehen.«
Im Sekretariat fanden wir Glenda nicht vor. Allerdings war sie noch nicht nach Hause gegangen, denn ihre Tasche stand noch neben dem Schreibtisch. Wir waren mit dem Wagen gefahren und rollten auch mit ihm zurück. Durch einen sehr warmen Tag, der dabei war, in den frühen Abend überzugehen. Die Sonne meinte es noch immer mehr als gut, wir schwitzten beide und waren froh endlich in den Wohnungen zu sein. Ich fühlte mich müde, verabschiedete mich von Suko und hoffte, dass eine Dusche die Müdigkeit vertreiben würde.
Das schaffte sie leider nicht. Aber ein kurzer, mit Unruhe erfüllter Schlaf packte mich trotzdem. Ich erwachte, als die Sonne verschwunden war und sich die Dunkelheit über das Land gelegt hatte.
Unruhe erfüllte mich.
Ich kam mir vor wie jemand, der einen großen Fehler gemacht und etwas übersehen hatte.
Aber was?
Ich stand auf.
Wenig später lief ich unruhig durch meine Wohnung, blieb am Fenster stehen und schaute gegen den klare Himmel, über dem sich die zahlreiche Sterne als funkelnde Diamanten abzeichneten.
Was hatte ich verkehrt gemacht?
Ich wusste es nicht. Ich hatte eigentlich getan, was ich konnte, und trotzdem stand ich auf dem falschen Dampfer. Oder sogar daneben, denn dieses Bild wollte einfach nicht weichen. Ich war derjenige, der ahnte, dass etwa passieren würde, doch ich wusste nicht wo ich hin greifen sollte, ohne diese Vorgang geschehen zu lassen.
Die Klemme war dicht.
Aber ich wollte raus.
Mein Blick glitt über den Nachthimmel hinweg. Er war wunderbar klar Weit im Osten zog eine landende Maschine ihre Schleifen. Sie würde siel bald der Rollbahn entgegensenken und hatte damit ihr Ziel erreicht. Im Gegensatz zu mir. Ich stand da und wusste nicht, wie ich den Beginn des Fadens in die Hand bekommen sollte.
Gab es überhaupt eine Chance?
Ja, es gab sie. Die Idee war auf einmal da. Da hatten sich Schleusen geöffnet, die es mir wieder ermöglichten, klar und nüchtern zu denken. Es gab eben nur diesen einen Weg, und ich musste ihn gehen.
Plötzlich war die Müdigkeit verflogen. Ich steckte voller Energie, auch wenn das, was ich vorhatte, nicht unbedingt einen Erfolg

versprach. Es war immer noch besser, als hier in der Wohnung zu stehen, erfüllt von schweren Gedanken, und durch das Fenster gegen den blaugrauen Nachthimmel zu schauen.

Beim Hinausgehen blickte ich auf die Uhr.

Noch eine knappe halbe Stunde bis zur Tageswende. Ich fühlte mich fit, der Schlaf hatte mir doch geholfen, und ich würde mich auf die Lauer legen. Die Adresse wusste ich. Die Saracellis wohnten in einem alten Haus, das sie gekauft hatten. Bisher waren alle Todesfälle in der Nacht passiert. Das hatte ich von Bill erfahren. Möglicherweise ereignete sich in dieser Nacht ähnliches, obwohl ich es im Interesse der Menschen nicht hoffte.

Um diese Zeit ließ es sich leichter durch London fahren. Sie war zu einer Stadt der Schatten und Lichter geworden, die sich auf kurzen Strecken rasch abwechselten. Ich hatte das Fenster nach unten gekurbelt. Frischere Luft drang in den Rover.

Auf meinen Handgelenken lag eine Gänsehaut. Die gleiche spürte ich auch im Nacken.

Ich erreichte das Ziel kurz nach Mitternacht. Das Haus lag im Dunkeln. Nur hinter einem Fenster in der ersten Etage brannte Licht. Durch einen Vorhang war es kaum zu sehen.

Es gelang mir, einen günstigen Parkplatz zu finden, von dem aus ich die Fassade im Auge behalten konnte.

Hinter dem Lenkrad machte ich mich klein und wartete…

***

Sandra Saracelli schlief. Lange Zeit hatte sie wach gelegen, eigentlich zu lange nach Lauras Geschmack. Sie hatte noch erzählen wollen und schließlich gefragt, ob die Toten auch alle im Himmel wären und jetzt den lieben Gott endlich sehen konnten.

Laura hatte der kleineren Schwester recht gegeben, die für ihre zwölf Jahre doch ziemlich naiv war, wie sie fand. Aber das würde sich sicherlich ändern.

Nachdem Sandra eingeschlafen war, wartete Laura noch. Sie ließ eine gute Viertelstunde verstreichen, bevor sie die Decke zurücklegte und sich aus dem Bett schlängelte.

Manchmal hatte ihre Schwester einen leichten Schlaf. Das war besonders in den letzten Nächten so gewesen. In dieser Nacht aber waren ihre Atemzüge tief und fest, was Laura natürlich beruhigte. Sie schlüpfte in ihre weichen Pantoffeln, mit denen sie beinahe lautlos gehen konnte, und streifte das Nachthemd ab. Sie hatte es vor Sandras Augen als Alibi übergezogen. Darunter trug sie eine schwarze Leggings und ein ebenfalls schwarzes T-Shirt.

Jetzt war alles klar.

Auf Zehenspitzen glitt sie der Tür entgegen. Gerade als sie öffnete,

hörte sie Sandras Stimme, blieb stehen und wartete in einer fieberhaften Anspannung.

Es passierte nichts mehr. Die jüngere Schwester hatte nur im Schlaf geredet.

Laura Saracelli verließ das Mädchenzimmer und zog die Tür sacht hinter sich zu. Sie musste auch weiterhin sehr aufpassen, denn alle Personen hatten nach den schrecklichen Ereignissen einen schlechten Schlaf. Hin und wieder schreckte auch ihre Mutter mit einem lauten Schrei aus dem Schlummer, weil sie von schlimmen Träumen verfolgt wurde.

In dieser Nacht war noch nichts passiert, und über Lauras Lippen huschte ein Lächeln.

Der Flur in der oberen Etage war mit geheimnisvollen Schatten erfüllt. Sie bildeten eine unterschiedliche Dichte. An manchen Stellen sahen sie aus wie dicker Schlamm, an anderen wiederum wirkten sie seicht und durchlässig, besonders dort, wo sich die Fenster befanden und die nächtliche Dunkelheit hineinsickerte.

Laura ging auf die Treppe zu. Sehr schwach zeichnete sich das Gebilde ab. Licht brauchte der Teenager nicht. Laura kannte sich sehr gut aus. Sie wusste, wie sie ihre Schritte setzen musste, ohne über ein Hindernis zu stolpern.

Ihre Hand legte sie auf das Geländer. Sollte sie doch einen falschen Tritt versuchen, konnte sie sich abstützen und würde nicht fallen.

Alles war, genau geplant und berechnet, selbst das Hochschreiten der Treppe, denn sie wusste genau, wo sie ihre Füße aufsetzen musste, um möglichst ein zu starkes Knarren zu vermeiden.

Ihr Ziel war der Speicher.

Es dauerte nicht lange, bis sie vor sich den Umriss der Tür sah.

Dunkel, abstoßend, für sie jedoch der Zugang zum Paradies des Bösen.

Die Tür würde beim öffnen leise knarren. Das musste sie leider in Kauf nehmen.

Laura ließ sich auch keine Zeit mehr. Sie öffnete – und huschte in die wattige Schwärze auf dem Speicher, wo die Sonne tagsüber den Raum aufgeheizt hatte.

Die Luft war dick wie Schmier. Laura konnte kaum atmen. Sofort breitete sich in ihrem Mund ein schaler Geschmack aus. Es roch muffig. Der Schweiß stand ihr längst wie ein dünner Film aus Fett auf der Stirn und bedeckte auch den übrigen Teil des Gesichts.

Sie hatte es geschafft.

In der Dunkelheit bewegte sie sich sicher wie eine Katze auf ihr Ziel zu.

Es war die Truhe!

Breit, kantig, alt und staub bedeckt stand sie in einer Ecke des

Speichers, als wäre sie dort vergessen worden. Irgendwo stimmte das auch. Man hatte sie bewusst vergessen, obwohl immer ein Mitglied der Familie Bescheid gewusst haben musste, um das Wissen um die Truhe und deren Inhalt an eine Vertrauensperson weiterzugeben. Laura nahm an, dass es in diesem Fall ihr Vater hätte sein sollen, aber noch war er über den Inhalt der Truhe nicht informiert gewesen, das hätte sie bestimmt irgendwie mitbekommen, und darüber war sie froh.

Die aufgeheizte Luft schlug ihr auf den Magen. Laura hatte sich inzwischen zwei Kerzen geholt, die in eisernen Ständern steckten.

Neben der Truhe standen sie.

Laura stellte die Ständer ein Stück entfernt auf, holte ein flaches Feuerzeug hervor und hielt dessen Flamme gegen die beiden Dochte. Sie schnappten gierig nach der Nahrung und bildeten eine Ovale aus rotem und gelbem Licht.

An der Decke zeichneten sich die schwachen Kreise ab. Staub tanzte im Schein der Flammen. Wenn sich Laura in deren Nähe bewegte, fingen sie an zu flackern und veränderten das Innere des Speichers. Licht und Schatten wechselten sich in einem bestimmten Tanz ab. Sie zuckten über den Boden, die Wände und tanzten auch an der Decke entlang.

Laura ging zu einem der schrägen Fenster. Sie musste einen Hebel umfassen, um es in die Höhe zu drücken. An dieser altmodischen Vorrichtung war nichts verändert worden.

Sie stellte das Fenster schräg und freute sich über den kühleren Luftzug, der ihr Gesicht erreichte. Für sie glich das Anlegen des Kleides einem Ritual. Hinzu kam das geheimnisvolle Licht der Kerzen, die Stimme, die Schatten. Das alles glich einer gewissen Komposition, in die sich Laura voll und ganz einfügte.

Erst jetzt näherte sie sich dem eigentlichen Ziel, der Truhe. Sie blieb vor ihr stehen. Soviel sie erkennen konnte, hatte sich in der Zwischenzeit niemand an der Truhe zu schaffen gemacht. Der Deckel war auch nicht festgeklemmt worden. Er lag nur schwer auf dem Unterteil, und Laura musste schon etwas Kraft aufwenden, um ihn überhaupt in die Höhe heben zu können.

Sie sorgte für so wenige Geräusche wie möglich. Zwar knarrte das Holz der Truhe, zwar hörte sie quietschende Geräusche in Höhe der Angeln, die die beiden Hälften zusammenhielten, aber sie waren nicht so laut, dass sie Laura hätten verraten können.

Sie schaute hinein.

Das Licht der Kerzen erreichte das Ziel nur schwach. Was in der Truhe verborgen lag, war nicht genau zu erkennen. Mit beiden Händen tauchte Laura hinein. Sie holte einige Kleidungsstücke hervor, räumte andere zur Seite, und über ihr Gesicht huschte ein Lächeln, als sie es endlich geschafft hatte und das Kleid zwischen ihren Fingern

spürte.
Endlich!
Sie zog es hervor…
Dabei bewegte sie sich behutsam. Sie wollte nichts überstürzen, denn sie konnte das ponchoartige Hemd noch lange genug tragen.
Einige Schritte trat sie zur Seite. Das Kerzenlicht erreichte sie jetzt besser und gab ihr ein leicht dämonisches Aussehen, denn Teile ihres Körpers verschwanden in dunklen Schatten.
Laura presste das Hemd an sich. Sie verbarg darin ihr Gesicht, sie roch am Stoff, denn dieses Kleid konnte sie tatsächlich mit einer Droge vergleichen.
Langsam ließ sie die Arme sinken. Tief atmete sie aus. Ihre Augen glänzten, die Lippen waren zu einem Lächeln verzogen. Mit einer tänzerisch anmutenden Drehung entfernte sie sich aus der Dunkelheit und geriet in das Kerzenlicht.
Dort blieb sie stehen.
Das Kleid oder das Hemd hielt sie mit beiden Händen fest. Im nächsten Augenblick streifte sie es über.
Auch das wirkte mittlerweile wie einstudiert. Es sah so aus, als hätte sich das Hemd seiner Trägerin angepasst und würde auf ihre Wünsche eingehen.
Geschafft!
Laura Saracelli blieb stehen und schloss die Augen. Sie genoss das Gefühl, umgezogen zu sein, und sie spürte bereits jetzt den neuen Strom der Kraft, der ihren Körper durchrieselte. Es tat ihr gut, es war einfach wunderbar, sich den anderen Dingen hingeben zu können. Schon jetzt hatte sie den Eindruck, weg zufließen und nicht mehr die Person zu sein, die sie zuvor gewesen war.
Sie war stark, sie war mächtig, und sie konnte sich auf einen noch mächtigeren und stärkeren Partner verlassen.
Das Kleid hatte ihr ein ganz anderes Gefühl gegeben. Sie wirkte auch nicht mehr wie eine Siebzehnjährige, sondern viel älter. Mindestens um fünf Jahre.
Laura fühlte sich wohl. Sie hätte lachen, jubeln und tanzen können, aber sie riss sich zusammen, denn sie wusste genau, dass sie kein Aufsehen erregen durfte.
Nur die Beherrschung konnte es bringen und natürlich die Konzentration auf das Kommando.
Noch hatte sich die andere Macht nicht gemeldet. Geschickt hielt sie sich zurück. Sie wartete ab, bis sich Laura an die neue Situation gewöhnt hatte.
Der Teenager tänzelte durch den Speicher. Laura fühlte sich gut, so beschwingt. Der im Prinzip schwere Stoff des Kleides fühlte sich leicht an, so dass der Vergleich mit einem Schmetterling durchaus zutraf.

Ihre Welt war eine andere geworden, und Laura war sich dabei ihrer Stärke voll und ganz bewusst.
Vor den Kerzen blieb sie stehen.
Sie war nicht einmal außer Atem. Das Tragen des alten Kleides hatte ihr den neuen Mut und die Menge an Kraft gegeben, die über die eines Menschen weit hinausging.
Sie wartete.
Der mächtige Freund würde sich melden. So war es immer gewesen, so würde es immer sein.
Laura täuschte sich nicht. Plötzlich hörte sie die Stimme. Und wieder nur in ihrem Kopf.
»Es steht dir gut, liebe Laura!«
»Danke.« Noch immer überlegte sie, wie sie die Stimme einordnen sollte. Sie kam nicht darauf. War es ein männliches Wesen oder vielleicht ein weibliches?
»Ich bin auch sehr zufrieden mit dir!«
»Das freut mich.«
»Ja, du hast dich genau an meine Anweisungen gehalten. Du bist die einzig würdige Person, die mein Leichenhemd tragen darf.«
Laura hatte Mühe, um nicht zusammenzuschrecken. Was hatte die Unbekannte gesagt? Leichenhemd. Sie wiederholte das Wort und hörte das Echo eines leisen Gelächters durch ihr Hirn klingen.
»In der Tat, es ist ein Leichenhemd!«
»Aber wieso…?«
»Das brauchst du jetzt nicht zu wissen, liebe Laura. Du hast es übergestreift, und nur das zählt. Alles andere solltest du vergessen. Nun gehst du meinen Weg.«
»Ich gehe ihn gern«, gab sie zu. »Aber ich muss vorsichtig sein, wenn du verstehst.«
»Wie meinst du das?«
Laura wusste nicht so recht, wie sie anfangen sollte. Das unbekannte Wesen verfügte zwar über eine sehr große und übermenschliche Macht, aber alles schien es auch nicht zu wissen, und deshalb berichtete Laura von ihrem unguten Gefühl, das sie überfallen hatte, als sie vor einigen Stunden aus der Schule gekommen war. Sie hatte ziemlich oft an die beiden Männer denken müssen, und sie berichtete ihrem Beschützer davon.
Der hörte zu. Er ließ sich auch Zeit mit einer Antwort oder einer Erklärung. Schließlich aber tönte seine geheimnisvolle Stimme wieder durch ihren Kopf.
»Du kanntest einen von ihnen?«
»Ja, er ist der Vater eines Schülers. Ein geheimnisvoller Mann, der viel weiß.«
»Worüber?«

»Er ist in der Welt herumgekommen. Er kennt sich aus. Sein Sohn hat manchmal von ihm erzählt. Ich kann mir denken, dass er etwas bemerkt hat, obwohl er es nicht zugab.«

»Dann wirst du dich um ihn kümmern.«

»Um den Mann?«

Ihr Helfer lachte, und wieder dröhnte es durch ihren Kopf. »Vielleicht, vielleicht auch nicht. Hast du nicht selbst gesagt, dass er einen Sohn hat?«

»Soll ich ihn…?«

»Noch nicht heute, Laura, später. Heute Nacht wirst du noch einmal durch dein Haus gehen und sicherlich auch ein neues Menschenleben finden:«

»Das glaube ich.«

»Danach wirst du dich um andere Dinge kümmern.«

Sie nickte, obwohl ihr Helfer es nicht sehen konnte, wie sie annahm. Dann bestätigte sie, dieses Nicken durch die eigenen Worte.

»Ich glaube auch, dass es allmählich aufgefallen ist. Die Polizei ist nicht dumm. Es hat in unserer Familie zu viele Tote gegeben. Ich möchte keinen mehr. Ich werde das Haus verlassen und mir in der Dunkelheit der Nacht jemanden suchen, um das Leichenhemd zu stärken…«

»Das kannst du machen.«

»Danke.«

»Du brauchst dich nicht zu bedanken, liebe Laura. Du sollst nur wissen, dass ich dich immer beschützen werde und du von nun an voll und ganz auf meiner Seite stehst. Wir werden eine wunderbare Zeit miteinander haben, und du wirst sehen, dass es dir besser geht, wenn du an mich glaubst.«

»Das mache ich.«

»Dann lass ich dich jetzt allein. Und denke trotzdem daran, dass ich immer bei dir bin, denn du trägst ein Stück von mir an deinem Körper. Das darfst du nie vergessen. Wir gehören jetzt zusammen. Der eine muss sich auf den anderen verlassen können, so ist es richtig, und so wird es immer wieder sein…«

Die letzten Worte ihres Helfers waren versickert, und Laura stand auf der Stelle wie in Trance. Sie fühlte sich eingebunden in die Fesseln einer anderen Macht, aber sie kam sich nicht vor wie eine Gefangene. Sie war zu einer Mächtigen geworden, die den normalen Kreislauf eines kleinbürgerlichen Lebens endlich verlassen hatte und sich nun größeren Aufgaben zuwenden konnte.

Ein Luftzug streifte sie.

Laura war derartig tief in den eigenen Gedanken versunken, dass sie auf ihn nicht geachtet hatte. Erst als sie die Stimme hörte, schreckte sie auf.

»Mit wem hast du gesprochen, Laura?«

Sie zuckte zusammen und drehte sich um.

Ein Schatten stand in der offenen Speichertür und schaute genau in Lauras Richtung. Es war ihr Vater!

Umberto Saracelli trug noch seine Berufskleidung, einen schwarzen Smoking, und darüber ein weißes Hemd. Der Ausschnitt sah aus wie ein helles Dreieck, das unterhalb des Gesichts in der Luft schwebte und sich nicht bewegte. Sein Gesicht war deshalb nur mehr zu ahnen. Nach der ersten Frage stellte er keine zweite mehr, denn er wartete auf eine Antwort seiner Tochter.

Die war brutal aus ihren Träumen und Vorstellungen gerissen worden. Die eine Frage nur hatte alles zerstört. Sie fühlte sich wie ein Stück Papier, das in der Mitte eingerissen worden war. Aber sie musste sich zusammenreißen. Sie durfte sich nichts anmerken lassen, und wenn es dann sein sollte, würde sie auch den letzten Schritt wagen. Sie trug das Hemd, sie war nur mehr äußerlich die Laura Saracelli, im Innern dachte sie völlig anders, da hatte sich bereits der Geist ihres geheimnisvollen Helfers festgesetzt und diktierte ihr Verhalten.

Es war ihr Vater, der sie da überrascht hatte. Nur sah sie ihn schon nicht mehr als Vater an, sondern als einen Menschen, der ein Opfer sein würde.

Neutral eben…

»Ich hatte dich etwas gefragt, Laura, und ich wiederhole die Frage noch einmal.«

»Das brauchst du nicht«, erwiderte sie leise. »Ich habe mit keinem gesprochen.«

Umberto nickte. »Aha. Warum hörte ich dann deine Stimme?«

»Ich redete mit mir selbst.«

»Warum?«

»Nur so, Papa. Oder siehst du jemanden?« Saracelli kam vor. Er schaltete sogar das Licht ein, was Laura überhaupt nicht gefiel, denn nun verblassten die Kerzenflammen. Sie waren nur mehr Makulatur.

Umberto Saracelli betrat den Speicher mit vorsichtig gesetzten Schritten und schaute sich auch genau um. Er konnte hinsehen, wo er wollte, er sah keinen Menschen außer seiner Tochter. Ärger zeichnete sich in seinem blassen Gesicht ab, in dem der breite Mund und die gekrümmte Nase besonders hervorstachen. Das Haar war zurückgekämmt und dicht oberhalb der Stirn schon ziemlich licht.

Laura beobachtete ihn. Sie war sicher, dass er nichts entdecken würde, und sie glaubte auch nicht daran, dass sich noch jemand aus dem Unsichtbaren melden würde.

Saracelli blieb stehen.

Diesmal konnte er seine Tochter direkt anschauen. Nur die beiden

Kerzen trennten sie noch. Sein Blick wanderte an ihrer Gestalt hinab.

Er fing am Kopf an, glitt hinunter bis zu den Füßen, und sehr langsam schüttelte Umberto den Kopf. »Du bist nicht mehr die, die ich kenne, Laura«, flüsterte er. »Ich… ich … sehe eine Fremde vor mir. Stimmt das?«

»Warum?«

Saracelli wischte mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn.

»Schau dich doch mal an. Sieh in den Spiegel, Laura. Dann wirst du erkennen, dass du etwas an deinem Körper trägst, das einfach nicht zu dir passt. Es ist ein Kleid, das ich nicht kenne. Ein Poncho, ein Hemd mit einem Ausschnitt für deinen Kopf…«

»Es gehört mir!«

Ihre scharfe Stimme hätte ihn erschreckt. »Das bestreitet auch keiner. Glaub nur nicht, dass ich es dir wegnehmen will. Nein, nein, es befremdet mich nur etwas. Ich habe dieses Kleid noch nie an dir gesehen. Wo hast du es her?«

»Gekauft!«

Umberto runzelte die Stirn. Laura kannte diese Geste an ihrem Vater. Sie besagte, dass er ihr nicht glaubte. »Nein, meine Liebe, nein, das nehme ich dir nicht ab. Ich glaube nicht, dass du es gekauft hast. Das kannst du mir nicht erzählen.« Sein Lächeln wurde hart. »Du hast es dir irgendwo besorgt.«

»Ja, im Geschäft.«

»Nie!«

Laura wusste, dass ihr Vater einen Dickkopf hatte. Es würde schwer werden, ihn überzeugen zu wollen. Auf der anderen Seite hatte sie es auch nicht vor, denn, ihr Vater war für sie nur mehr ein Mann unter vielen. Ein Fremder, der sich ihrer Aufgabe niemals in den Weg stellen durfte. Dafür würde sie sorgen.

»Komm her!«

»Und dann?«

»Komm her, Laura!«

Sie überlegte. Die Gedanken wirbelten durch, ihren Kopf. Sie wusste nicht genau, was ihr Vater wollte, konnte sich aber vorstellen, dass er darauf bestand, ihr Kleid in die Hände zu bekommen.

Und das wollte sie nicht zulassen.

Sie setzte sich in Bewegung und umrundete die Kerzen. Dabei bückte sie sich und blies die Flammen aus. Jetzt brannte nur mehr das normale Licht auf dem Speicher.

Umberto Saracelli passte es nicht, wie sich seine Tochter bewegte.

In den letzten Sekunden hatte er über ihr Verhalten nachgedacht, und der Wutpegel in seinem Innern war um einige Prozente gestiegen. Er wollte die Sache zu einem schnellen Abschluss bringen. Bevor sich Laura ihm entziehen konnte, hatte er schon zugegriffen. Seine rechte

Hand zuckte vor. Einen Moment später hatten seine Finger den Stoff berührt und drückten ihn zusammen. Er wollte seine Tochter zu sich heranzerren, doch es blieb beim Vorsatz. Plötzlich schrie er auf. Seine Hand löste sich, der Arm sank nach unten, und die Handfläche, die er nach oben drehte, um sie anzustarren, sah nicht mehr so aus wie noch vor einigen Sekunden.

Sie war jetzt schwarz!

Verbrannt…

Saracelli holte tief Luft. Seine Augen quollen nach vorn. In den Blicken stand das reine Nichtbegreifen. Er konnte es einfach nicht fassen, was da mit ihm passiert, war. Er wusste auch, dass der Schmerz kommen würde, zuvor aber musste der Schock vorbei sein. Auch wusste er nicht, wo er zuerst hinschauen sollte. Auf seine Hand oder auf das irgendwie fremde und trotzdem wissend lächelnde Gesicht seiner Tochter, die sich so furchtbar verändert hatte.

Er öffnete den Mund. Seine Augen zogen sich dabei zusammen.

Auch das Gesicht verzerrte sich. Es spiegelte den Schmerz wider, der plötzlich durch seine Hand raste. Sie brannte so stark, als hätte er sie in reines Feuer getaucht. Tränen schossen in seine Augen, er wollte schreien, aber er hielt sich zurück.

Saracelli wusste nicht, wie ihm geschah. Er sah seine Tochter, doch er nahm sie nicht richtig wahr. Erstens verschwommen, und zweitens bewegte sie sich seiner Meinung nach auf der Stelle. Dort drehte sie sich, als wäre sie von einem Kreisel angetrieben worden.

Er ging zurück.

Sie aber trat vor.

Umberto wollte etwas sagen, aber der Schmerz überbrühte seine Worte. Sehr scharf und klar schaute er in das Gesicht seiner Tochter, das so unbewegt blieb, denn es zeigte nicht die Spur von Mitleid. Es blieb kalt und grausam.

»Du hättest es nicht anfassen dürfen«, sagte Laura, und sie verband jedes Wort mit einem weiteren Schritt nach vorn.

Umberto tat das Gegenteil.

Er ging zurück.

Er jammerte, er stöhnte, und er presste seine normale Handfläche gegen die gesunde.

Laura aber ging weiter. Sie trieb ihren Vater zurück auf die offen stehende Tür zu.

Nach wie vor blieb ihr Gesicht ohne Ausdruck. Nur in den Augen lag eine wahnsinnige Kälte, ein tödlicher Frost, der normale Menschen erschauern lassen musste.

Auch Umberto sah dies.

Er hatte Angst.

Aber er ging weiter.

Er wollte mit Laura reden und sie fragen, was, um Gottes willen, aus ihr geworden war.

»Geh, Vater, geh! Weg mit dir, Papa!« Sie kicherte schrill und trieb den Mann weiter zurück.

Er marschierte durch die Tür.

Dann ging es weiter.

Umberto hatte vergessen, dass sich hinter der Tür die Treppe befand. Nur zwei Schritte musste er noch gehen, um sie zu erreichen.

Jetzt hätte er sich eigentlich umdrehen müssen, was er nicht tat.

Rückwärts ging er weiter, und das war sein Verhängnis.

Umberto Saracelli übersah die erste. Stufenkante. Das genau wurde ihm zum Verhängnis.

Er kippte nach hinten.

Dann fiel er.

Schwer schlug er auf. Er hatte den Mund weit geöffnet, er prallte mit Rücken auf die Wand, driftete beim Aufprall ab, er berührte das Geländer, er scheuerte darüber hinweg, und Laura, die stehen geblieben war, erlebte den Fall ihres Vaters wie in einem Zeitlupentempo, mit.

Sie beobachtete ihn genau. Sie hörte jeden einzelnen Aufprall. Die dumpfen Echos wehten ihr entgegen, und sie glaubte auch, das Brechen oder Knacken von Knochen zu hören.

Dann hatte Umberto die letzte Stufe erreicht. Er rollte auch darüber hinweg, blieb liegen, verkrümmt sogar, als hätte jemand ein Kunstwerk in den Flur der ersten Etage gelegt, das sich nicht mehr rührte und von den Betrachtern umgangen werden sollte.

Stille. Das Lächeln auf Lauras Gesicht. Der Schritt nach hinten. Sie wusste, was sie tun musste. Der Krach war bestimmt gehört worden, aber sie hatte nicht mehr die Zeit, in ihr Zimmer zu laufen.

Auf dem Flur riss jemand eine Tür von innen auf. Sofort danach stürmte Marion Saracelli in den Flur. Sie machte auch Licht. Es war brutal, denn die Lampe schickte ihre Strahlen direkt auf den bleichen, reglosen Körper, dessen Kopf nach rechts gedreht war, wobei die Augen weit offen standen.

Sie waren ohne Leben. Das sah auch Mrs. Saracelli. Im nächsten Augenblick schrie sie ihren Schmerz hinaus. Oben aber schlüpfte Laura aus dem Kleid. Sie legte es in die Truhe.

Dabei lächelte sie…

***

Warten, dieses verdammte Warten!

Wie ich es hasste, und besonders dann, wenn ich nicht sicher war, ob überhaupt etwas dabei herauskam. Ich wusste nichts mehr und ging allmählich davon aus, dass ich mir die Stunden hier umsonst um die

Ohren schlug, denn oben im Haus hatte sieh nichts verändert.

Sicherlich schlief die Familie, was ich ihr auch gönnte. Wenn ich allein nur an Schlaf dachte, wurde auch ich müde und konnte nicht vermeiden, dass ich hin und wieder für eine kurze Zeitspanne einnickte.

Immer wurde ich aus diesem Sekundenschlaf schreckhaft hervor gerissen, schaute dann zum Haus hin und bekam den Adrenalinstoß mit, als ich feststellte, dass sich etwas verändert hatte. Schlagartig war die Müdigkeit verflogen.

Unter dem Dach brannte Licht.

Das Haus gehörte zu den älteren Bauwerken, hatte auch noch die alten Dachfenster und schmale Schrägen, die man von innen hochschieben musste, um das Fenster zu öffnen.

Der Ausschnitt war erhellt. Dort oben tat sich etwas. Eigentlich nichts Ungewöhnliches. Wenn es jedoch nach Mitternacht passierte und wenn ich es in einen Zusammenhang mit den Todesfällen der Familie brachte, dann war es schon seltsam, und ich kam zu dem Entschluss, dass ich mich darum kümmern musste.

Ich rieb mir die Augen, schüttelte den Kopf, atmete einige Male tief durch und war wieder hellwach.

Meine Blicke ließ ich auch über die Straße gleiten und durchforstete die nähere Umgebung.

Es hatte sich nichts verändert.

Noch immer parkte ich allein auf dieser schmalen Straße. Es war auch niemand zu Fuß unterwegs. In dieser Gegend schlief man und bereitete sich auf den nächsten Tag vor.

Im Haus geschah nichts.

Das Licht brannte weiter. Ich entdeckte auch keinen Schatten, der sich in dem Fensterausschnitt bewegte. Alles kam mir normal vor, so unverdächtig.

Das aber war es nicht.

Ich hörte den Schrei!

Es war ein Ruf, der mir sehr weit entfernt vorkam und trotzdem schrill, grell und markerschütternd. So reagierte nur jemand, der sich in höchster Panik befand.

Ich wusste auch, wo die Quelle des Schreis lag. Schräg gegenüber, im Haus der Saracellis.

Ich stemmte die Tür des Wagens auf. Als ich die Straße betreten hatte, hörte ich ihn noch einmal.

Diesmal leiser, dann kippte er ab, wahrscheinlich endete er in einem Schluchzen.

Drei Tote hatte es bei den Saracellis bereits gegeben. Jetzt musste ich davon ausgehen, dass noch ein vierter Toter hinzugekommen war. Und ich hatte es nicht verhindert, obwohl ich in der Lage gewesen

wäre. Ich hätte eben nicht im Wagen bleiben sollen.

Mit langen Schritten hetzte ich über die Straße. Der Schrei hatte nur mich alarmiert, in den Nachbarhäusern tat sich nichts. Da blieb alles still und dunkel.

Ich erreichte die Haustür, die natürlich verschlossen war. Ein Schloss war zwar vorhanden, aber auch ein Knauf, der sich nicht drehen ließ. Aufschießen wollte ich das Schloss nicht, deshalb hämmerte ich mit den Fäusten gegen das harte Holz. Wenn das nichts half, würde ich eine Scheibe einschlagen und durch ein Fenster im Erdgeschoss klettern.

Dazu kam es nicht.

In einer Klopfpause fielen mir die hastigen Schritte auf, die sich der Tür näherten. Einen Moment später wurde sie geöffnet, und ich schaute in das erschreckte und auch verweinte sowie verschlafene Gesicht eines dunkelhaarigen Mädchens. Es musste eine von Lauras Schwestern sein.

Ich drückte die Tür mit auf. Die Kleine trat zurück und auch zur Seite.

Dabei sagte sie Worte, die mir unter die Haut gingen und eine Gänsehaut erzeugten.

»Papa ist tot…«

Ich stand für einen winzigen Augenblick wie festgebacken. Das Gefühl, versagt zu haben, durchpeitschte mich. Das Mädchen schaute mich an, es zitterte. Ich hätte ihm so gern geholfen, aber verdammt noch mal, es war mir nicht möglich. Ich konnte seinen Vater nicht wieder lebendig machen, und mit einer hilflosen Geste strich ich über ihr dunkles Haar, ohne sie jedoch trösten zu können.

Im Haus brannte mittlerweile das Licht. Es leuchtete den Flur aus, streifte auch über die Treppe, an deren Stufen ich in die Höhe schaute, bis zum ersten Absatz.

Dort lag der Mann.

Neben ihm stand eine Frau. Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen, und weinte bitterlich.

Ich sah auch Laura und ein noch kleineres Mädchen als das, das mir die Tür geöffnet hatte, neben ihr.

Dann ging ich die Treppe hoch.

Ich kam mir vor wie ein Eindringling, wie jemand, der brutal die Trauer der Menschen zerreißt. In diesem Augenblick fing ich an, meinen Beruf zu hassen, aber es musste sein, es gab leider keinen anderen Weg, und so ging ich weiter.

Auf dem Treppenabsatz blieb ich stehen.

Mrs. Saracelli hatte mich noch nicht zur Kenntnis genommen. Sie war bis an die Wand zurückgegangen und lehnte dagegen, denn sie brauchte sie als erste Stütze.

Als zweite verließ sie sich auf Tochter Laura, die mit unbeweglichem und auch wachsbleichem Gesicht neben ihrer Mutter stand und eine Hand um deren Ellbogen geklammert hatte.

Ich senkte den Blick.

Erst jetzt bestätigten sich meine Befürchtungen. Der Mann lebte nicht mehr. Er hatte sich wahrscheinlich das Rückgrat gebrochen oder auch das Genick, und es musste beim Sturz von der Treppe in die Tiefe passiert sein.

Wieder ein Toter.

Der vierte inzwischen.

Und wieder ein normaler Todesfall!

Ich knirschte vor Wut mit den Zähnen. Es gab nichts zu beweisen, es gab keinen Grund, die Polizei einzuschalten. Man würde die Leiche abholen, sie untersuchen und feststellen, dass keine äußeren Gewaltanwendungen zu entdecken waren.

Und doch traute ich dem Braten nicht. Das war ein verdammt schlimmer Kreislauf aus Mord und Elend, in den ich da hineingeraten war. Sollten die Todesfälle auch äußerlich eine völlig normale Ursache gehabt haben? Ich war vom. Gegenteil überzeugt.

Ich kümmerte mich um das kleine Mädchen. Legte meine Hände auf ihre Schulter und schob es durch eine offen stehende Tür in ein nahes Zimmer.

Würde sie die nächste werden? Oder vielleicht die Kleine, die mir die Haustür geöffnet hatte? Möglicherweise auch die Mutter? Ich konnte darauf keine Antwort finden und deshalb keine geben.

»Wie heißt du denn?« fragte ich sie.

»Anna.«

»Gut, Anna. Du legst dich jetzt in dein Bettchen und…«

»Ist Papa tot?«

Verflixt, was sollte ich ihr antworten? Sie mit der grausamen Wahrheit konfrontieren?

Ich brachte es nicht fertig. »Dein Daddy schläft Anna. Er schläft tief und fest.«

Der kleine schwarzhaarige Lockenkopf, nickte. Dann kroch Anna in ihr Bett und zog die Decke so weit über sich, dass von ihr nicht einmal eine Haarspitze zu sehen war.

Ich verließ den Raum wieder, und ich war von einem verdammt bitteren Gefühl überschwemmt worden.

Auf dem Treppenabsatz hatte sich nichts verändert. Mrs. Saracelli war noch immer nicht in der Lage, ein Wort zu sprechen. Sie stand unter einem schweren Schock. Es würde lange dauern, bis sie es schaffte, sich den Tatsachen zu stellen.

Einer anderen ging es besser. Wenigstens äußerlich, und deshalb konzentrierte ich mich auf Laura.

Sie schaute mich an.

Ich wich ihrem Blick nicht aus und versuchte, in ihren Augen zu lesen. Nichts nahm ich dort wahr. Keine Tränen, kaum Trauer oder Bedauern, der Blick blieb klar oder sogar hart.

Ich nickte ihr zu.

Keine Reaktion.

»Du kennst mich?« fragte ich sie.

Auch, jetzt zögerte Laura mit ihrer Antwort. Erst nach einer Weile nickte sie mir zu. »Ich habe Sie heute schon, gesehen. Sie standen an der Schule.«

»Ja, zusammen mit Mr. Conolly.«

»Stimmt.«

Mehr sagte sie nicht, und ich wechselte das Thema, fragte dann.

»Wunderst du dich gar nicht, dass ich plötzlich hier bin? Gibt dir das nichts zu denken?« Wieder diese Frage, die mir einen Schauer über den Körper jagte.

»Nein.«

»Tatsächlich nichts?«

Sie hob die Schultern. »Keine Ahnung. Vielleicht Zufall.« Sie sprach leise, ohne Modulation in der Stimme. Auf mich wirkte sie insgesamt gesehen wie ein Fremdkörper.

»Wie ist das mit deinem Vater passiert?«

»Ich habe nichts gesehen.«

»Rede trotzdem.«

»Die Treppe«, flüsterte sie »die Treppe runter gefallen.«

»Und was tatest du?«

»Ich hörte nur ein Poltern, das war alles. Dann bin ich aus meinem Zimmer gekommen und sah ihn liegen.« Ihre letzten Worte versickerten. Sie war dabei, so etwas wie Trauer zu zeigen. Seltsam nur, dass ich ihr einfach nicht glauben konnte.

»Ist die Treppe sehr glatt?«

Sie hob die Schultern. »Manchmal.«

Ich ging hin und schaute mir die Stufen an. Ja, sie sahen glatt aus.

Möglicherweise auch deshalb, weil das Licht der Treppenhausbeleuchtung auf das Holz schien und es an gewissen Stellen so aussehen ließ wie ein Spiegel.

Ich fühlte nach und kam zu dem Entschluss, dass sie nicht glatter war als andere Treppen auch. So konnte alles geschehen sein, doch ich dachte darüber nach, ob der Mann tatsächlich nur ausgerutscht war oder ob ihn jemand gestoßen hatte.

Ich wandte mich an Laura mit einer Frage. »Wo führt die Treppe hin? Gibt es dort oben noch weitere Zimmer?«

»Da ist nur der Speicher.«

»Was heißt das?«

»Es wohnt dort niemand.«

»Gut.« Ich ging die Treppe hoch. Auf der zweiten Stufe schon holte mich Lauras Stimme ein.

»Sie werden nichts finden, nur Gerümpel.«

Ich drehte den Kopf. Laura stand in einer abwartenden Haltung, als wäre sie auf dem Sprung. »Manchmal interessiert mich auch altes Gerümpel, Laura.«

Sie hob nur die Schultern.

Ich konnte mir nicht helfen, aber sie machte auf mich den Eindruck, als wäre sie mir gern nachgelaufen. Doch sie hielt sich zurück, und ich erreichte das Ende der Treppe, wo ich einen winzigen Flur betrat. Vor mir war eine Tür. Durch sie konnte ich den Speicher betreten.

Das Licht brannte, und trotzdem kam mir der Raum vor wie eine dumpfe, stickige Welt, wo sich die bösen Träume zuerst verselbständigt und dann zusammengeballt hatten.

Ich durchschritt den Speicher mit langsamen Schritten. Nichts rührte sich in meinem Gesicht.

Ich sah auch das Fenster, diesmal allerdings von innen, und mein Blick glitt über das zahlreiche Gerümpel hinweg, das hier oben aufbewahrt wurde.

Staub kitzelte meine Nase. Spinnweben klebten in den Winkeln zwischen den Balken.

Dann fiel mein Blick auf die alte Truhe. Ich trat näher an sie heran, nahm die kleine Lampe aus der Tasche und leuchtete die Truhe an.

Auf dem gebogenen Deckel entdeckte ich so gut wie keinen Staub, ein Zeichen, dass die Truhe oft geöffnet worden war. Es war hier der einzige Gegenstand, der keine durchgehende Staubschicht aufwies, und das musste auch einen Grund haben.

Ich hörte die Schritte, richtete mich wieder auf und sah, wie Laura den Speicher betrat. Sie drückte ihre Haare zurück, hob den Kopf an und straffte ihren Körper. Wie ein kleiner Roboter schritt sie auf mich zu.

Im rechten Winkel zur Truhe war ich stehen geblieben und deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger gegen den Deckel. »Was ist damit, Laura?«

»Nichts.«

Ich verzog den Mund. »Sie sieht aus, als wäre sie des öfteren geöffnet worden.«

»Das stimmt.«

»Und warum?«

Laura legte den Kopf schief und winkelte ein Bein an. »Ich wusste nicht, was das einen Fremden angeht.«

»Da hast du im Prinzip recht. Ich bin fremd, aber ich habe auch einen Beruf, Laura. Ich bin Polizeibeamter. Ich arbeite für Scotland Yard. Da

sehe ich die Tatsachen nun mal aus einem arideren Blickwinkel.« Bei meiner Erklärung hatte ich sie genau beobachtet, und so war mir das leichte Zucken nicht entgangen, als ich meine Firma erwähnte.

»Das ist nur eine Truhe.«

»Darf ich sie öffnen?«

Laura verdrehte die Augen, die dabei noch größer wurden. »Wenn Sie wollen, aber Sie werden nichts finden, denn darin bewahre ich nur meine Sachen auf.«

»Welche Sachen?«

»Klamotten. T-Shirts, Pullover, mal eine Jeans, ein Sweat-Shirt oder auch…«

»Es reicht, Laura.« Ich bückte mich und hob den Deckel an. Meine kleine Leuchte brauchte ich nicht. Das normale Licht reichte aus, um die Truhe auszuleuchten.

Laura Saracelli hatte mich nicht angelogen. In der Tat war die Truhe beinahe bis zum Rand mit Klamotten gefüllt. Darunter konnte man auch etwas verstecken. Da ich ein Mensch war, der immer alles genau wissen wollte, fing ich damit an, die Kleidungsstücke hochzuheben.

Laura schaute mir dabei zu. Hin und wieder warf ich ihr einen kurzen forschenden Blick zu, um ihre Reaktion zu testen Sie rührte sich nicht, sie stand einfach nur da und schaute zu. Mit vor dem Leib gefalteten Händen sah sie aus wie ein braves Mädchen, was ich ihr allerdings nicht abnahm.

Dabei erregte sie wirklich keinen Verdacht. Ich wusste auch nicht, wie ich sie behandeln sollte. Sie war kein Kind mehr, aber auch keine Frau. Sie schwebte in einem Zwischenzustand, obwohl sie schon kokettieren konnte, was bei ihr allerdings mehr in Spott ausartete, als sie mich anschaute.

Keine Spur von Trauer über den Tod ihrer Verwandten. Auch jetzt nicht, wo ihr Vater verunglückt war. Sie nahm es hin wie ein Schicksal, gegen das man sich nicht anstemmen konnte.

Ich hielt einige Kleidungsstücke in der Hand und schleuderte sie wieder zurück in die Truhe. Laura hatte tatsächlich recht gehabt. In der Truhe befanden sich nur ihre Klamotten. Ich hatte zwar nicht alle hervorgeholt, aber der dünne Rest ließ einfach darauf schließen, dass nichts mehr versteckt worden war.

»Zufrieden, Mr. Sinclair?«

Ich schwieg und klappte den Deckel wieder zu. Laura lächelte wissend. In dieser Situation regte mich das Lächeln auf. Ich kam mit regelrecht auf den Arm genommen vor. Hier spielte jemand mit mir, und ich glaubte auch weiterhin daran, dass sie mehr über den Tod ihrer Verwandten wusste, als sie zugab.

Mir fiel ein, dass ich es an der Schule, versäumt hatte, ihr das Kreuz zu zeigen. Das wollte ich nachholen, kam aber auf Umwegen zum Ziel

und sprach davon, dass die Familie Saracelli jetzt ungeschützt war.
»Das stimmt, Mr. Sinclair.«
»Meinst du nicht, dass wir dagegen etwas tun sollten?«
Sie betrachtete ihre Fingernägel. »Was denn? Ich wüsste da keine Möglichkeit. Kann man sich gegen ein Unglück oder gegen sein Schicksal denn schützen?«
»Im Prinzip nicht.«
»Na also.«
»Und du hast keine Angst, dass dir das gleiche Schicksal widerfahren könnte?«
»Bisher nicht.«
»Ich könnte dir einen Schutz verpassen«, sagte ich leise.
Sie lachte leise. »Wie denn?«
»Das werde ich dir gleich zeigen.« Ich bewegte mich bewusst langsam, als ich meine Arme in Richtung Nacken führte, um dort nach der schmalen Kette zu fassen.
Ich zog sie hervor, und damit rutschte auch mein Kreuz hoch aus der Versenkung.
Als sie es sah – ich hielt sie genau unter Kontrolle –, erwartete ich eine Reaktion. Aber Laura stand nur da, gab sich lässig und fühlte sich wie eine Siegerin.
Schon jetzt sah ich meine Felle schwimmen.
Ich legte das Kreuz auf meine Handfläche. Die stickige Luft umgab uns wie Sirup.
Sie schaute darauf.
»Nun?«
»Was soll das, Mr. Sinclair?«
»Ich will dir nur beweisen, Laura, dass es tatsächlich so etwas wie einen Schutz gibt.«
»Doch nicht das!« tönte sie schmallippig.
»Doch…«
»Ich mag keine Kreuze.«
»Würdest du es anfassen?«
Wieder funkelte in ihren Augen der Spott. Bevor ich mich versah, hatte sie mir das Kreuz aus der Hand genommen, hielt es selber fest und es geschah nichts. Reingefallen, dachte ich. Mein Plan war durch diese letzte Tat buchstäblich zerstückelt worden. »Ich will es auch nicht behalten, Mr. Sinclair. Sie können es gern zurückhaben.«
»Natürlich.«
Sehr behutsam hob ich es aus ihrer Hand weg und schaute nach, ob ein Abdruck zurückgeblieben war, was, auf einen dämonischen oder schwarz magischen Einfluss hingedeutet hätte.
Nichts war da…
»Gut«, sagte ich. »Gehen wir.«

»Sind Sie denn jetzt zufrieden, Mr. Sinclair?«

»Zufrieden ist man nie, wenn ein Mensch gestorben ist.« Ich verließ vor ihr den Speicher. Innerlich kochte ich vor Wut. Ich kam einfach nicht an dieses Mädchen heran, und ich war davon überzeugt, dass sie viel mehr wusste, als sie zugeben wollte.

Vier Tote in einer Familie.

Keiner war auf eine unnatürliche Art und Weise ums Leben gekommen.

Unglücksfälle…

Klar, das ging. Es gab genügend Fälle, die bewiesen hatten, dass auch Unglücksfälle herbeigeführt werden konnten. Das mochte auch in diesem Fall so sein, nur fehlte mir dafür einfach der Beweis.

Der Tote lag allein auf dem Flur. Mrs. Saracelli war nicht mehr zu sehen. Ich hörte sie aber weinen und fand sie in einem Zimmer zusammengesunken in einem Sessel. In der Nähe stand auch ein Telefon. Der Tote musste weggeschafft werden. Ich rief die entsprechenden Stellen an und wollte noch so lange bleiben, bis sie hier waren und die Leiche mitgenommen hatten.

Laura stand in der Tür.

Lächelte sie, oder war es nur das Licht, das ihrem Gesicht einen derartigen Ausdruck gab?

Ich konnte es nicht erkennen, doch unmöglich war nichts bei ihr…

***

Am nächsten Morgen kam ich ziemlich spät ins Büro. Natürlich waren Glenda und Suko schon vor mir da, und sie empfingen mich mit den entsprechenden Blicken und Bemerkungen.

Sehr schnell schluckten sie die Worte herunter. Meinem Gesicht sahen sie an, dass ich nicht zu irgendwelchen Scherzen aufgelegt war. Ich holte mir den berühmten Kaffee und setzte mich an den Schreibtisch.

Suko kannte mich gut genug, um zu wissen, dass ich einiges hinter mir hatte. »Was ist in der Nacht noch passiert, John?«

Ich gab ihm einen Bericht, und auch Glenda gesellte sich zu uns.

Sie trug an diesem Tag bunte Leggins, dazu einen engen, schwarzen Rock und ein ebenfalls dunkles T-Shirt. Zum Schluss fasste ich alles mit einem einzigen Satz zusammen. »Ich komme nicht mehr weiter.«

Auch Glenda und Suko konnten mir keinen Rat geben. Glenda fragte nur. »Du bist davon überzeugt, John, dass diese Laura Saracelli mehr weiß, als sie dir gegenüber zugegeben hat?«

»Nicht nur das, Glenda. Ich rechnete sogar damit, dass sie so etwas wie eine Drahtzieherin ist.«

»Mit ihren siebzehn Jahren?«

»Natürlich. Das Alter spielt keine Rolle. Laura ist so gut wie

erwachsen.«
»Dazu fehlt ihr sicherlich noch einiges. Aber hast du keinen konkreten Verdacht? Hat sie irgend etwas getan, was…?«
»Nein, verflucht.« Ich schlug mit der Faust auf den Schreibtisch.
»Das ist es ja. Ich kann ihr nichts beweisen. Ich kann überhaupt nichts beweisen. Das ist mein Problem. Ich hänge zwischen den Seilen, ich bin, das sage ich ehrlich, völlig überfordert.«
»Wäre ich auch«, sagte Suko.
»Klar, nur hilft uns das nicht weiter.«
»Du weißt also nicht, was du tun sollst?« fragte Glenda.
»Nein.«
»Überwachen lassen.«
»Wäre eine Möglichkeit.«
»Das könnte ich übernehmen«, sagte Suko. »Mich kennt sie nicht. Du bist bekannt, Bill auch…«
»Und mich könnt ihr auch einsetzen«, bot Glenda ihre Hilfe an.
»Sie wird doch sicherlich nicht in die Schule gehen. Wenn dein Verdacht stimmt, John, wird diese Person auch vor weiteren ›Unglücksfällen‹ nicht zurückschrecken. Und ich gehe davon aus, dass sie nicht am Tage passieren, deshalb wären der Abend und die Nacht für eine Beobachtung mehr geeignet.«
Dem konnte ich nicht widersprechen. »Weiß Bill schon Bescheid?« fragte Suko.
»Nein. Oder vielleicht doch. Von mir jedenfalls weiß er nichts.«
Wie auf Kommando meldete sich das Telefon, und es war Bill, der mit uns sprechen wollte.
»Warum hast du mir nicht gesagt, John, dass es bei den Saracellis einen weiteren Todesfall gegeben hat?«
»Ich wollte es gerade tun.«
»Ach wie schön. Wie ich hörte, bist du sogar in der Nähe gewesen und hast mich nicht…«
»Bill, es war ein Zufall. Oder nur ein schnell aufgekommener Gedanke. Ich wollte dir damit nichts, glaube es mir.«
»Ich habe es von Johnny erfahren. Er ist in der Schule, und dort hat es sich schon herumgesprochen. Fiel Umberto Saracelli tatsächlich die Treppe hinab?«
»Das stimmt.«
»Und du hast es nicht verhindern können?«
»Nein, ich saß draußen im Wagen. Ich hörte nur den Schrei der Frau, als sie ihren verunglückten Mann entdeckte. Es tut mir auch leid, dass alles so gelaufen ist, aber ändern kann ich es nicht.«
»Ja, ich habe verstanden.« Diesmal weihte ich Bill in meinen Plan ein, den er sogar für gut fand und auch daran beteiligt werden wollte.
Das lehnte ich ab und erklärte ihm gleichzeitig, dass ich mich

ebenfalls zurückhalten wollte. Es war eben wichtig, dass wir Laura in der folgenden Nacht nicht aus den Augen ließen.

»Willst du dich im Haus verstecken?«

»Das weiß ich noch nicht. Wir haben darüber nicht gesprochen, aber uns wird schon etwas einfallen.«

»Gib mir auf jeden Fall Bescheid.«

»Werde ich machen, Bill. Bis später.« Glenda und Suko hatten mitgehört, und beide sprachen davon, dass sich die Beobachtung tatsächlich zu einem Problem entwickeln konnte.

Glenda hatte eine Idee entwickelt. »Wir werden Mrs. Saracelli in den Plan einweihen.« Sie schaute mich an. »Du hast sie doch nicht in Verdacht, John, oder?«

»Nein.«

»Das würde ich gern übernehmen, wenn es euch recht ist.«

Wir schauten uns an. Suko hob die Schultern. Ihm war es egal, und ich nickte.

In Glendas Augen blitzte die Freude. »Okay, Freunde, wann soll ich anfangen?«

»Noch nicht.«

»Aber Mrs. Saracelli muss Bescheid wissen.«

»Das ist klar, Glenda. Ich regle das. Wahrscheinlich wirst du am Nachmittag damit anfangen können.«

»Wäre mir sehr recht.«

»Gut.«

Wohl war mir bei der Sache nicht. Ich hatte schon gegen zahlreiche Monstren und schwarzmagische Wesen gekämpft, auch gegen Menschen, die sich dem Teufel oder der Hölle verschrieben hatten, aber selten hatte ich mich so vernichtend zurückgesetzt gefühlt wie in diesem Fall. Es war dieser Laura tatsächlich gelungen, mit mir zu spielen, mich an der Nase herumzuführen.

Glenda merkte, was in mir vorging. »Wir schaffen es, John, wir schaffen es bestimmt.«

Ich hob nur die Schultern, denn so richtig überzeugt war ich davon nicht…

Apathie. Leblosigkeit. Trauer…

***

Das Haus schwieg, die Menschen schwiegen, es waren kaum Stimmen zu hören, und Marion Saracelli stand noch immer unter einem Schock. Sie hatte zwar Beruhigungsspritzen bekommen, die allerdings hatten den Vorhang der Lethargie über sie gelegt. Wenn sie es einmal schaffte, sich zu bewegen, dann geschah dies zeitlupenhaft langsam, und sie griff höchstens mal nach dem Glas mit dem Wasser, das in ihrer Reichweite stand.

Nur eine Person war voll und ganz die alte, traute sich aber nicht, sich so zu geben, weil sie auf keinen Fall irgendeinen Verdacht erwecken wollte.

Sie gab sich bekümmert und schaffte es sogar, hin und wieder leise zu weinen. Als sie wieder das Zimmer betrat, in dem die Mutter auf der dunklen Couch lag, fand sie die Frau noch immer in derselben Haltung vor.

»Mama…?«

Marion rührte sich nicht. Den Ruf ihrer Tochter hatte sie schlichtweg überhört.

Laura nickte und trat leise an das Sofa heran. Dicht daneben blieb sie stehen, die Beine zusammengelegt, vorgebeugt, die Arme ausgestreckt und die Handflächen gegen die Knie gedrückt. »Soll ich dir noch etwas zu trinken geben?«

»Nein.«

»Kann ich sonst etwas für dich tun?«

»Zieh die Vorhänge ganz zu. Ich will kein Licht!«

»Geht in Ordnung, Mama.« Das Licht fiel als breiter Balken durch den Spalt zwischen den beiden Vorhanghälften. Laura blieb davor stehen und schaute nach draußen.

Einige Nachbarn hatten sich auf dem Gehsteig versammelt und sprachen noch über den schrecklichen Vorgang der Nacht. Hin und wieder blickten sie scheu an der Fassade hoch. Einige wandten sich sogar schaudernd ab.

Laura lächelte eisig, als sie daran dachte, dass diese Menschen allesamt ihre Opfer werden konnten, denn das Leichenhemd brauchte Nachschub. Das wusste Laura mittlerweile.

Langsam zog sie den Vorhang zu, und Dämmerlicht fiel zurück in das Zimmer Laura drehte sich wieder um. Ihre Mutter schaute in ihre Richtung, ohne sie allerdings direkt wahrzunehmen. Ihre Augen zeigten einen glasigen Ausdruck, der Blick war nach innen und gleichzeitig ins Leere gerichtet.

Als Laura das Zimmer verlassen wollte, sprach ihre Mutter sie an.

»Bitte, ich möchte, dass du mir das Telefon an die Couch holst.«

»Warum? Willst du telefonieren?«

»Ich will es haben.«

»Gut, Mama.« Laura holte den Apparat und stellte ihn hin.

»Wenn es mich dann trifft, kann ich vielleicht Hilfe herbeiholen«, flüsterte die Frau. »Der Tod hat in unser Haus Einzug gehalten. Jetzt hat es Vater auch erwischt. Der Sensenmann wird uns alle holen, Laura, verstehst du?«

»Ein wenig.«

»Wir sind nicht mehr sicher. Wir müssen von hier wegziehen. Du und deine beiden Schwestern, ihr seid…«

»Später, Mama. Du kannst mir alles später sagen.«
»Willst du weg?«
»Ich muss gehen.«
»Wohin?«
»Nur so. Ich will noch von einer Freundin erfahren, was es in der Schule gegeben hat.«
»Mein Gott, Laura. Dass du jetzt an so etwas überhaupt nur denken kannst, will mir nicht in den Kopf.«
»Es lenkt mich auch ab, Mutter.«
»Da kannst du recht haben.«
»Bis später dann…«
Marion Saracelli nickte nur. Ihre Tochter verließ auf leisen Sohlen das Zimmer, und ebenso leise huschte sie die Treppe zum Speicher hoch. Erst als sie dessen Tür hinter sich geschlossen hatte, veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. Auf ihm ging die Sonne auf, sie strahlte plötzlich, denn sie sah ihren Plan in greifbare Nähe gerückt.
Wie leicht hätte er auch schief gehen können. Sie brauchte nur daran zu denken, wie dieser Polizist die Truhe durchwühlt hatte. Das Leichenhemd lag ganz unten. Es war versteckt gewesen unter normalen Kleidungsstücken, und der Bulle hatte sich zum Glück nicht die Mühe gemacht, es herauszuholen.
Durch das Fenster schien die Sonne. Sie malte einen breiten Streifen auf den staubigen Boden und traf auch eine in der Ecke stehende Leinentasche, auf die es Laura ankam.
Schnell hatte sie den Reißverschluss zurückgezogen. Mit der Tasche ging sie zu ihrer Truhe. Jetzt hatte sie Zeit genug. Sie öffnete sie und räumte die andere Kleidung zur Seite. Ihre Arme tauchten tief hinein. Sie spürte den anderen Stoff zwischen den Fingern und zog das Hemd hervor.
Sie hielt es fest, drehte sich und schwang es gegen das Licht. Es strahlte beinahe auf, so schön war es. In der Tat war es für sie das tollste und ungewöhnlichste Kleidungsstück, das sie je besessen hatte. Und sie würde es nie hergeben.
Laura streifte es nicht über, sondern steckte es in die Leinentasche.
Sie würde das Haus verlassen, und sie würde so schnell nicht zurückkehren, deshalb packte sie auch noch einige andere Kleidungsstücke ein. Geld steckte in ihrer Hosentasche.
Es war okay.
Als sie die Tür öffnete, um der Treppe entgegenzugehen, hörte sie die Stimme ihrer Schwester Anna. Die Kleine lief durch den unteren Flur und verschwand auf der Toilette.
Auch ein Vorteil, denn niemand sollte sehen, wie Laura Saracelli das Haus verließ. Schnell und trotzdem leise huschte sie die Stufen der Treppe hinab. Sie befand sich schon dicht vor der Haustür, als

Schwesterchen Anna die Toilette verließ.

Die Tür öffnen, hinauslaufen und…

»Willst du weg?«

Laura stieß einen katzenhaft klingenden Schrei aus, als sie Sandras Stimme hörte. Ihre Schwester war wie aus dem Nichts erschienen.

Sie hatte sich in der Küche aufgehalten. Jetzt stand sie in der offenen Tür und blickte zu Laura hoch.

»Ja, ich will weg.«

»Wohin denn? Keiner soll doch…«

»Ich muss zur Schule und zu einer Freundin. Verstehst du das nicht, Sandra?«

Die Zwölfjährige trank Saft. Als sie das Glas absetzte, war es leer.

»Kommst du denn wieder?«

»Klar, was soll das?«

»Wann denn?«

Laura verdrehte die Augen. »Das kann ich dir noch nicht sagen, Kleine, ehrlich nicht.«

»Ich habe aber Angst.« Sandra sah aus, als wollte sie jeden Augenblick anfangen zu weinen oder laut schreien. Und das konnte Laura auf keinen Fall gebrauchen. Sie wusste, wie sie ihre Schwester trösten konnte und nahm sie in den Arm.

»Nein, Sandra, du braucht keine Angst mehr zu haben. Es ist alles vorbei, das verspreche ich dir. Für uns ist alles vorbei, meine Liebe.«

»Mama hat aber Angst, dass sie auch stirbt.« Sandra weinte bei diesem Satz.

»Das braucht sie nicht mehr. Jetzt ist alles vorbei. Ich verspreche es dir noch einmal.«

Sandra nickte, schniefte einige Male und wollte dann wissen, ob Laura wirklich gehen würde.

»Ja, mein Schatz. Ich muss auch etwas einkaufen. Wir wollen doch nicht verhungern.«

»Ich habe aber keinen Hunger. Kriegst du denn bei deiner Freundin oder in der Schule etwas?«

»Nicht nur da.«

Sandra hatte noch mehr Fragen, doch ihre ältere Schwester wollte sich nicht länger als nötig aufhalten. Sie drückte Sandra noch zwei Küsse auf die Wangen und zog sich zurück.

Erst als die Haustür hinter ihr zugefallen und sie einige Schritte nach vorn gegangen war, atmete sie tief durch. Himmel, das war wirklich knapp gewesen. Sie hätte nicht so lange mit ihrer Schwester, sprechen dürfen. Es war für sie wichtig, so schnell wie möglich die Schule zu erreichen. Denn das gehörte zum nächsten Plan.

Laura Saracelli wusste, dass die Klasse, auf die es ihr ankam, bis in den späten Nachmittag Unterricht hatte. Es war Sport angesagt. Der

zog sich meist noch etwas länger hin.

Wäre sie eine Minute länger im Haus geblieben, so hätte sie das Läuten des Telefons noch gehört. Aber sie hatte es eben eilig, sehr eilig sogar.

Jemand wartete.

Ein Schüler.

Und er sollte das nächste Opfer sein…

***

Glenda Perkins hatte John Sinclair und Suko gebeten, sie allein zu lassen, während sie mit Marion Saracelli sprach, und der Wunsch war ihr auch genehmigt worden.

Sie hatte lange auf die unter Beruhigungsmitteln stehende Frau einreden müssen, um ihr klarzumachen, was sie von ihr wollte. Es war für Mrs. Saracelli schwer gewesen, dies zu begreifen, letztendlich aber hatte sie zugestimmt, und Glenda Perkins hatte sich sofort in den Wagen gesetzt und war zu ihr gefahren.

Jetzt stand sie vor dem Trauerhaus. Beobachtet von zahlreichen Augen, denn die Nachbarschaft war aufmerksam geworden. Man registrierte eben jede Veränderung.

Glenda kümmerte sich nicht um die Blicke. Sie drückte den Klingelknopf und wartete. Von John hatte sie schon einiges über Laura erfahren. Sie war gespannt darauf, wie diese Person auf sie wirkte, wenn sie vor ihr stand.

Da beim ersten Klingeln niemand öffnete, unternahm sie einen zweiten Versuch. Diesmal klappte es. Ein junges Mädchen zog die Tür auf, und Glenda wusste sofort, dass es nicht Laura war.

»Wollen Sie zu uns, Miss?«

Das Mädchen schabte über sein gelbes T-Shirt. Es hatte wunderschöne dunkle Augen und ein sehr fein geschnittenes Gesicht. Da hätte sie schon Modell für einen Engel stehen können.

»Ich heiße Glenda Perkins, und deine Mutter erwartet mich, denn ich habe mit ihr telefoniert.«

»Ja, das weiß ich.«

»Wer bist du denn?«

»Sandra.«

»Dann kannst du Glenda zu mir sagen.« Sie streckte dem Mädchen die Band entgegen, und Sandra schlug ein. »Jetzt sind wir sogar Freundinnen«, sagte Glenda lächelnd.

»Meinst du?«

»Sicher.«

Wenig später hatte sie das Haus betreten, und Sandra schloss hinter ihr die Tür.

Ein Kälteschauer rieselte über Glendas Rücken. Plötzlich kam sie sich

eingeschlossen vor. Sie mochte auch den Geruch nicht. Etwas Muffiges strömte ihr entgegen und gleichzeitig eine absonderliche Kühle. Es kam ihr vor, als hätte der Sensenmann bereits seine Spuren hinterlassen. Eine Kälte, die mit der weltlichen nicht zu vergleichen war. Sogar die Tränen der Menschen glaubte Glenda riechen zu können, wobei sie auch daran dachte, dass es Momente gab, wo Menschen keine Tränen mehr hatten, wenn ihnen zuviel Leid zugefügt wurde.

Sandra ging leise und blieb neben Glenda stehen. »Meine Mama ist oben im Zimmer.«

»Schläft sie?«

Das Kind hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Manchmal sieht sie so aus.«

»Wir werden sehen.« Glenda nahm das Mädchen bei der Hand.

Gemeinsam gingen die beiden auf die Treppe zu und stiegen mit gleichförmigen Bewegungen die Stufen hoch.

Im Prinzip ist es ein nettes Haus, fand Glenda. Ihr gefielen die Bilder an den Wänden, aber die Schatten des Todes ließen sich einfach nicht unterdrücken. Sie waren da, und sie würden auch noch in Zukunft bleiben.

In der ersten Etage stand eine Tür offen. Dahinter vernahm Glenda ein Hüsteln.

»Mrs. Saracelli?« rief sie.

»Ja, ich bin hier.«

»Darf ich zu Ihnen kommen? Mein Name ist Glenda Perkins. Wir haben miteinander telefoniert.«

»Bitte, kommen Sie.«

Glenda Perkins betrat das Zimmer und war verwundert über die herrschende Düsternis. Es lag an den geschlossenen Vorhängen, die so dicht waren, dass sie kaum Licht durchließen. Sie mochte die Atmosphäre des Raumes nicht und fröstelte.

Marion Saracelli lag auf der Couch. Als Glenda eintrat, bewegte sich die Frau und schaltete die Lampe ein. Weiches Licht streifte ihr Gesicht, das verhärmt wirkte, von der Qual und der Trauer der letzten Tage gezeichnet. Die blonden Haare wirkten auf Glenda wie eine Perücke, und die Augen der Frau lagen tief in den Höhlen. Sie wirkte sehr apathisch, stand unter Beruhigungsmitteln.

»Sind Sie die Polizistin?«

»Ja«, erwiderte Glenda und hoffte, dass sie nicht nach dem Ausweis gefragt wurde.

Das war nicht der Fall. Marion Saracelli schenkte ihr auch so Vertrauen. »Bitte, setzen Sie sich.«

»Danke.«

Nachdem sich Glenda einen Stuhl herbeigeholt hatte, schaute die

Frau sie prüfend an. Sie suchte nach Worten, um den ersten Satz formulieren zu können. Schließlich fragte sie: »Glauben Sie eigentlich an ein Verbrechen, Mrs. Perkins?«

»Warum?«

»Weil Sie von der Polizei sind und nun neben mir sitzen. Polizisten tauchen doch nur auf, wenn es um ein Verbrechen geht. Bei uns hat es vier Tote gegeben. Vier Tote in einer Familie. Ich kann es nicht fassen, es, ist unwahrscheinlich.« Sie sprach langsam und suchte nach jedem Wort. Dabei hätte sie sich bei der Tragweite dieser Geschehnisse aufregen müssen, doch das Beruhigungsmittel wirkte.

»Es ist natürlich sehr schwer, diese Frage zu beantworten, Mrs. Saracelli. Wenn ich von den äußerlichen Gegebenheiten ausgehe, dann ist es kein Verbrechen. Die Menschen sind eines natürlichen Todes gestorben oder Unglücksfällen zum Opfer gefallen.«

»Aber gleich so viele!«

»Das ist eben das Problem.«

»Die Leute reden nicht nur über uns, sie meiden uns bereits. Wir sind hier zu Aussätzigen geworden, zu Menschen die von einem Fluch getroffen wurden. Ich kann das alles nicht begreifen. Ich weiß nicht, was wir getan haben, dass wir mit einem derartigen Schicksal bestraft worden sind. Das will mir nicht in den Kopf.«

»Für alles gibt es einen Grund«, sagte Glenda leise.

»Das glaube ich Ihnen. Das stimmt sogar. Es ist doch vieles vorgeschrieben. Ich hätte auch verstanden, wenn meine Schwiegermutter gestorben wäre, sie ist schon alt. Aber die anderen…«

»Möglicherweise gibt es da ein Motiv.«

»Nein!«

»Ich habe es auch nicht behauptet, aber es ist durchaus zu verstehen, Mrs. Saracelli. Es wird ein Motiv geben, und es gibt möglicherweise auch eine Person, die sich darum kümmert.«

Marion schwieg. Sie überlegte. »Was meinen Sie denn mit dieser Person? Haben Sie einen Verdacht?«

»Nicht direkt, da bin ich ehrlich.« Glenda wollte sich ihrem Ziel auf Umwegen nähern. »Könnte es denn sein, dass ich dieses Motiv in Ihrer Familie finden kann?«

»Bei uns?«

»Zum Beispiel.«

»Aber das würde bedeuten, dass…« Sie hatte sich etwas aufgerichtet, sackte jetzt aber wieder zusammen. »Nein, das würde bedeuten, dass einer von uns.«

»Wo ist denn Laura?«

Glenda hatte die Frage sehr schnell gestellt, noch in die Antwort der anderen Frau hinein, und sie sah auch das tiefe Erschrecken der

Marion Saracelli.

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie Laura in Verdacht haben, etwas mit der Sache hier…?«

»Ich habe nur gefragt, wo sie ist. Ich sah sie nicht, als ich kam. Sandra begrüßte mich.«

»Laura ist weg.«

»Wohin?«

»Ich glaube, sie wollte in die Schule.«

Glenda runzelte die Stirn und schaute auf die Uhr. »Das kann ich schwer nachvollziehen, Mrs. Saracelli. Um diese Zeit ist die Schule zumeist schon beendet. Was wollte sie…?«

»Mit jemandem sprechen.«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein, sie will Freunde treffen, glaube ich. Sie wollen lernen. Laura ist nicht die beste Schülerin. Sie kann es sich einfach nicht leisten, lange zu fehlen. Sie möchte bald in den Beruf, und da muss sie sich anstrengen. Außerdem wird sie es in unserem Totenhaus nicht ausgehalten haben. Schon wieder eine Beerdigung und…«

»Wo kann ich die Schule denn finden?«

»Sie müssen schon etwas weiter fahren. Laura wollte unbedingt dort lernen. Die Schule hat einen guten Ruf, deshalb ist sie dort hingegangen.« Glenda bekam die genaue Wegbeschreibung, merkte sich die Straßen und erkundigte sich dann, ob sie mal telefonieren dürfte.

»Sicher. Der Apparat steht ja hier.«

»Danke.« Glenda nahm den Hörer hoch und wählte die Nummer des Büros. Dort warteten John Sinclair und Suko auf ihre Nachricht.

Es war John, der abhob.

»Ich bin hier, gut eingetroffen, John, aber ich habe Laura nicht gefunden.«

»Nein? Warum nicht?«.

»Sie ist nicht da.«

»Wo steckt sie? Hast du das herausfinden können?«

Glenda räusperte sich. »Das ist mir tatsächlich gelungen. Laura ist wieder zu ihrer Schule gegangen.«

John war erstaunt. »Was sagst du da?«

»Ja, ihre Muter sagte es mir.«

Der Geisterjäger überlegte, und Glenda gab ihm die Zeit. Einige Male betrachtete sie Marion Saracellis Gesicht. Sie hatte schon viel durchgemacht und ihre Lippen jetzt fest zusammen gepresst, wobei sie stoßweise durch die Nase atmete.

Glenda hatte sich schon gedacht, dass John Sinclair überrascht sein würde. Sie war es ja nicht minder. Schließlich hörte sie wieder seine Stimme. »Das ist schon seltsam. Also ich kann mir keinen Grund

vorstellen, wirklich nicht.«
»Da hast du recht.«
»Aber mal weiter, Glenda. Weißt du, wann sie gegangen ist?«
»Ich werde fragen.«
Mrs. Saracelli erklärte ihr, dass Laura erst kurz vor Glendas Ankunft gegangen war. Und diese Antwort teilte sie auch dem Geisterjäger mit. Sie hörte, wie er tief durchatmete.
»Hast du was, John?«
»Ja, denn auf dieselbe Schule geht auch Johnny Conolly. Ich habe keinen Beweis, nur einen Verdacht, aber ich fürchte, dass er sich bestätigen könnte.«
»Johnny…?«
»Ich täusche mich nicht.«
»O Gott«, sagte Glenda nur und spürte, wie sie anfing zu zittern.
Sie den Kräften, denen sie zugetan war, dachte an die vier Toten, die keine Chance gehabt hatten. Sollte Johnny Conolly jetzt der fünfte werden…?
Laura Saracelli fiel überhaupt nicht auf, denn sie gab sich so locker wie jeder andere Teenager in ihrem Alter auch. Nachdem sie das Haus verlassen hatte, war sie ziemlich schnell gegangen, manchmal sogar gelaufen, und stoppte erst, als sie die Bushaltestelle erreicht hatte, wo nur zwei ältere Frauen standen, die auf den Bus warteten.
Laura stellte sich etwas abseits hin und hielt ihre Tasche mit dem für sie wertvollen Inhalt gut fest Sie hatte sich den Riemen über die Schulter gehängt und die Tasche selbst noch unter den Arm geklemmt. Man musste immer vorsichtig sein. Es gab genügend Typen, die sich darauf spezialisiert hatten, Taschen zu rauben. Sie huschten fast lautlos auf ihren Rädern heran, griffen blitzschnell zu, dann war die Tasche weg, noch bevor sich der Besitzer versah.
Laura wartete.
Sie stand im Schatten eines Baumes und dachte an die Zukunft.
Drei Personen gingen ihr nicht aus dem Sinn.
Johnny Conolly, dessen Vater und dieser blonde Polizist, vor dem sie sich instinktiv gefürchtet hatte. Dieser Mann war ihr vorgekommen, als hätte er sie durchschaut, obwohl das kaum möglich war.
Aber der Besitz des Kreuzes und das schon auffordernde Zeigen waren komisch gewesen.
Laura wollte einfach nicht glauben, dass dieser Mann nur ein simpler Polizist war. Sie hatten ja die Polizisten in ihrem Haus erlebt, die reagierten einfach anders, und normale Beamte trugen auch kein Silberkreuz mit sich herum.
Kreuze waren auch ein Schutz vor den Kräften, denen sie zugetan war.
Hier stimmte einiges nicht. Da zog sich ein Netz immer enger um

ihren Kopf, und sie wollte auf keinen Fall in dessen Maschen gefangen werden.

Der Bus kam.

Laura löste sich von ihrem Platz, wartete, bis das Fahrzeug angehalten hatte, stieg dann ein und fand einen freien Platz in der Mitte.

Die Tasche stellte sie auf die Knie und hielt sie mit beiden Händen fest. Dann drehte sie den Kopf, schaute nach rechts und ließ ihren Blick durch die Scheibe wandern.

Von ihrer Umgebung nahm sie nichts wahr. Da unterhielten sich die meist älteren Fahrgäste, aber sie hörte nicht hin. An ihr lief alles vorbei.

Ihre Gedanken waren einzig und allein auf die nahe Zukunft gerichtet, wo sie auch weiterhin ihre Kraft einsetzen würde, um dem Leichenhemd und dessen ehemaligen Besitzer zu dienen.

Was draußen ablief, sah sie nicht. Die Welt verschwamm in einer Mischung aus hellem Sonnenlicht, tiefem Grün des Blattwerks, und so bildeten sich abwechselnde Inseln aus Licht und Schatten..

Ihre Lippen waren fest zusammen gepresst, die Augen hatte sie leicht verengt. Auf der hellen Gesichtshaut lagen kleine Schweißperlen.

Sie musste noch zwei Stationen fahren, um die Schule zu erreichen. Wieder schaute sie auf ihre Uhr. Da zuckte ein Lächeln um ihren Mund, als sie sah, dass sie die Haltestelle pünktlich erreichen würden. Sie hatte noch genügend Zeit, auf Johnny zu warten, aber nicht direkt vor der Schule, sondern an einer bestimmten Stelle.

Immer wieder schärfte sich Laura ein, ruhig zu bleiben. Sie stand vor dem großen Ereignis. Sie fieberte dem Augenblick entgegen, wenn sie vor Johnny stand und das Kleid überstreifte. Er würde nicht überleben, er hatte keine Chance. Sie war auf die Reaktion des Vaters gespannt und auf die seines Freundes.

Der Bus hielt.

Sie musste aussteigen.

Tief atmete sie durch.

Die Luft war durch die Sonneneinstrahlung noch wärmer geworden. Laura schüttelte ihr Haar zurück und betrat einen schmalen Fußweg, der einen kleinen Park durchschnitt und dort mündete, wo Johnny herkommen musste, denn sein Schulweg war ihr bekannt.

Sie wusste auch, dass er ihn allein fuhr, von seinen Kameraden trennte er sich immer vorher.

Es war eine sehr ruhige Wohngegend, denn hier lebten Menschen, die auf das Geld nicht so sehr zu achten brauchten. Der Nachmittag war mittlerweile fortgeschritten, die Sonne stand aber noch immer hoch. Für Mai war es sehr warm.

Laura hörte die lauten Stimmen einiger Kinder. Links von ihr lag ein

Spielplatz. Er wirkte wie eine kleine Insel in dieser natürlichen Umgebung.

Endlich erreichte sie das Ende des Wegs. Der Fliederduft verschwand allmählich, und vor sich sah sie das Band einer grauen Straße. Auf der anderen Seite lagen die Vorgärten dicht nebeneinander, Dahinter zeichneten sich die Fassaden der Häuser ab. In manchen Fenstern spiegelte sich das Licht der Sonne, so dass sie wirkten wie Spiegel.

Laura suchte nach einem guten Platz. Sie wollte nicht sofort gesehen und auch nicht beobachtet werden. Sie würde erscheinen wie ein Geist und Johnny ansprechen.

Sie schätzte die Zeit ab.

Ihrer Meinung nach würde sie nicht länger als fünf oder zehn Minuten warten müssen.

Mit dem Rücken lehnte sie sich gegen einen schmalen Baumstamm. So wartete sie.

Ruhe hüllte sie ein.

Hin und wieder mal passierte sie ein Fahrzeug. Ansonsten überwog die Stille.

Vögel zwitscherten ebenfalls. Gegenüber verließ eine Frau ihr Haus und schob dabei ein Fahrrad durch den Vorgarten. Irgendwo weiter entfernt hörte sie das Summen eines Rasenmähers.

Eine friedliche, eine wunderbare Umgebung, in der man sich wohl fühlen konnte. Von der Hektik einer gewaltigen Millionenstadt war hier nicht viel zu spüren.

Immer wieder schaute sie nach rechts. Von dort musste Johnny kommen. Sie wusste auch, wo er wohnte. Dieser Ort hier befand sich etwa auf halber Strecke zwischen dem Wohnhaus und der Schule.

Plötzlich sah sie ihn.

Es konnte nur Johnny sein, der auf seinem Rad aussah, als hätte er sich aus der Tiefe der Straße hervor an die Oberfläche geschält. Er wirkte wie eine Figur, die jemand gezeichnet hatte, umspielt von den Strahlen der Sonne, aber auch berührt vom Schatten der Bäume, die ihr Muster über den Gehsteig hinweg bis auf die Straße warfen.

Sie ließ ihn kommen.

Ihr Herz klopfte schneller.

In den nächsten Sekunden kam es darauf an. Sie hoffte, dass Johnny genau richtig reagierte, und zwar so, wie sie es sich in ihren Plänen ausgemalt hatte.

Eigentlich gab es für ihn auch keinen Grund, einfach vorbeizufahren. Beide kannten sich. Zwar nicht sehr gut, aber Johnny wusste, wo er Laura hin zustecken hatte.

Dann löste sie sich von ihrem Platz. Sie ging die wenigen Schritte schnell, die Tasche war geschultert, sie verließ auch den Gehsteig und betrat die Straße.

Johnny war nicht mehr weit entfernt. Er musste sie sehen und dann bremsen.

Alles geschah so, wie es sich Laura vorgestellt hatte. Johnny entdeckte sie, bremste ab und schwang sich mit einer geschmeidigen Bewegung von seinem Rad.

»Du, Laura?«

»Ja, ich.«

Er war leicht ins Schwitzen gekommen, strich sein dunkelblondes Haar zurück und hob die Schultern. »Finde ich gut, dass ich dich hier treffe.« Er lächelte sie an. »Es sieht ganz so aus, als hättest du auf mich gewartet? Stimmt's?«

»Vor dir kann man auch nichts geheim halten.«

»War ja zu auffällig.« Johnny legte seine rechte Hand um den Handgriff. »Da es kein Zufall war, dass du auf mich gewartet hast, wirst du was von mir wollen.«

»Stimmt.«

»Was denn?«

»Du musst mir helfen.«

Johny runzelte die Stirn. »Wobei denn?«

»Ich komme da mit einer Sache nicht zurecht. Mathematik, wenn du verstehst.«

»Ausgerechnet ich?« staunte er.

»Ja.«

»Aber ich bin eine Klasse tiefer.«

»Weiß ich, aber ich habe gehört, dass du gut in Mathe bist.«

»So schlimm ist es nicht.« Er war etwas verlegen.

»Hat mir dein Vater gesagt.«

»Der übertreibt. Woher kennst du ihn denn?«

»Ich habe ihn getroffen, da sprachen wir über dich.«

Johnny schaute Laura an und hob die Augenbrauen. »Das ist schon komisch, dass ich dich hier treffe. Ich weiß ja, was bei euch Schlimmes passiert ist. Du müsstest doch eigentlich zu Hause bleiben und…«

»Nein, Johnny, ich muss raus. Verstehst du das nicht? Ich kann einfach nicht in diesem Totenhaus bleiben. Das… das bekomme ich nicht in die Reihe Es geht nicht.«

»Okay, reden wir nicht mehr davon. Was soll ich dir zeigen?«

»Hier nicht.«

»Wo denn? Bei mir?«

»Auch nicht. Wir gehen zu dem kleinen Teich dort hinten im Park. Da kannst du mir alles erklären.«

Johnny schaute auf die Uhr. »Eigentlich wartet meine Mutter auf mich! Ich habe versprochen, pünktlich zu sein.«

»Das dauert nicht lange.« Laura schaute ihn mit einem Blick aus

ihren dunklen Augen an, der dem Jungen einen Schauer über den Rücken laufen ließ, weil er so unergründlich war. So wie Laura konnten eben nur weibliche Personen schauen.

»Na ja, ist gut. Eine halbe Stunde.«

Laura jubelte innerlich. »Das wird reichen.« Sie bedankte sich mit einem Kuss auf die Wange, was Johnny leicht erröten ließ. Er lenkte vom Thema ab und fragte, ob sie ihre Tasche nicht auf seinen Gepäckträger legen wollte.

»Nein, das ist nicht nötig, die träge ich schon selbst.«

»Okay, wie du willst…«

Johnny Conolly schob sein Rad, und Laura ging dicht neben ihm her. Sie sprach mit ihm und gab sich Mühe dabei traurig zu wirken.

Johnny redete auch nicht von dem schweren Schicksalsschlag, den die Familie betroffen hatte. Er schlug das Thema Schule an und insbesondere die Mathematik.

Laura gab zwar Antworten, mit ihren Gedanken aber war sie bereits ganz woanders.

Da sah sie Johnny Conolly bereits tot am Boden liegen..

Und das freute sie…

***

Wir waren alarmiert. Suko ebenso wie ich, und wir alarmierten noch jemand, nämlich Johnnys Vater Als Bill abgehoben hatte, fragte ich.

»Ist dein Sohn schon zu Hause?«

Er war verwundert. »Nicht dass ich wusste. Aber ich kann ja mal bei Sheila fragen.«

»Nein, lass. Er ist es wahrscheinlich nicht.«

Ich hörte, wie der Reporter tief Luft holte. »Kannst du mir denn mal verraten, was die Frage soll?«

»Ein Verdacht, Bill, aber einer, der ins Gewicht fällt. Ich habe gehört, dass sich Laura Saracelli auf den Weg zur Schule gemacht hat. Ich weiß nicht, was sie dort will und auf wen sie wartet. Aber ich kann mir vorstellen, dass Johnny…«

»John, mach mich nicht verrückt.«

»Wie gesagt, es ist ein Verdacht.«

»Okay, ich fahre hin. Johnny hat heute länger Schule, aber das alles hat nichts zu sagen. Ich fahre jedenfalls hin.«

»Und wir kommen auch. Wir können dann über Autotelefon Kontakt miteinander halten.«

»Ja, das geht in Ordnung.«

Zum Schluss hatte Bills Stimme sehr leise geklungen, und auch mir lag ein Kloß im Magen. Ich schwitzte, wobei mein Nacken glänzte, als hätte man ihn mit einer Speckschwarte eingerieben.

Mein Herz klopfte schneller, ich hatte feuchte Hände bekommen, und

Suko stand bereits an der Tür. Er dachte über die gleichen Befürchtungen nach wie ich..

»Sie werden überall hingehen, John, nur nicht zu den Conollys. Ich glaube, wir müssen schon verdammt viel Glück haben, um die beiden zu finden.«

Ich zog die dünne Jacke an und durchquerte Glendas Büro. »Darauf nehme ich jede Wette an.«

»Und diesmal ist keine Wölfin da, die den Jungen schützt…«

***

Ein kleines Netzwerk aus Wegen und Pfaden durchkreuzte die stille Umgebung. Diese Abkürzungen waren nur Einheimischen bekannt.

Da Johnny hier in der Nähe aufgewachsen war, kannte er sich natürlich aus, wollte auch keine Umwege gehen und sein Ziel so schnell wie möglich erreichen, um so früher war er mit der Sache fertig und konnte nach Hause fahren. Auf ihn warteten dort ebenfalls noch einige Aufgaben. Die Lehrer hatten heute ihren schlechten Tag gehabt und die Schüler mit Arbeiten voll geknallt.

Laura gab sich cool, sie redete viel, aber sie kam nie auf die schlimmen Todesfälle zu sprechen. Statt dessen malte sie Johnny ihre Zukunft aus und sprach davon, einen Beruf zu ergreifen, den sie als künstlerisch ansah.

Sie wollte Grafikerin werden, musste aber noch einige Arbeiten anfertigen. »Und was willst du machen?« fragte sie.

»Weiß ich noch nicht.«

»Nichts mit Computern?«

»Nicht unbedingt.«

Laura wunderte sich über Johnnys Wortkargheit. Sie befürchtete, dass er etwas bemerkt hatte, schaute ihn deshalb hin und wieder prüfend an und stellte fest, dass er eigentlich mehr verlegen war, was sie auf ihre Nähe zurückführte. Oft mussten sie sich unter den tief wachsenden Zweigen hinwegducken. Blüten verteilten sich auf den Rasenflächen, als wären Schneeflocken vom Himmel gefallen.

Dann fiel ihr Blick auf eine kleine Lichtung, in deren Mittelpunkt der Teich wie ein großes Auge lag, das auf seiner graugrünen Oberfläche einen matten Glanz zeigte.

Drei Bänke standen dicht am Ufer. Es war ein Platz zum Ausruhen, zum Entspannen, aber auf die Idee war noch keiner gekommen, denn die Bänke waren leer.

Als Laura Saracelli das sah, fiel ihr ein Stein vom Herzen. »Welche Bank nehmen wir?« fragte sie.

Johnny schaute sich um, hob die Schultern und erklärte, dass es ihm egal war.

»Gut, die da hinten.«

»Meinetwegen.«

Sie mussten den kleinen Teich umrunden. Wenn sie saßen, konnte sie in die Richtung schauen, aus der sie gekommen waren. Hinter der von ihnen ausgewählten Bank wuchs ein Gestrüppgürtel hoch, der für einen Menschen kaum zu durchdringen war.

Johnny kickte den Ständer nach unten und stellte das Rad nahe der Bank ab. Er schaute sich um.

»Warum?«

Der Junge gehörte zu den Menschen, die in den wenigen Jahren schon einiges erlebt hatten. Er wusste, dass es finstere Mächte gab, die Menschen kontrollieren wollten. Er kannte Dämonen, er hatte erlebt, dass im Körper einer Wölfin eine menschliche Seele stecken konnte, und er war deshalb im Laufe der Jahre sensibilisiert worden.

So auch jetzt.

Ihm gefiel die Umgebung nicht so recht.

Vielleicht war sie auch zu düster, denn viel Sonnenlicht wurde von den dicht beisammen stehenden Bäumen gefiltert. Es erreichte auch kaum den Boden, und selbst der kleine Teich hatte keine helle Oberfläche bekommen. Er schimmerte in seinem dunklen Grün und sah aus, als wäre er wahnsinnig tief.

Blätter, Pflanzen und Reste von Blüten lagen auf seiner Oberfläche, über die auch zahlreiche Insekten hinweg tanzten und ebenfalls dafür sorgten, dass die Natur hier noch ein heiles Bild abgab.

Laura Saracelli saß bereits. »Willst du nicht zu mir kommen, Johnny. Von da hinten lernt es sich schlecht.«

»Ja. Ja ich komme schon.«

Das Mädchen lachte. »Wie du das sagst, hört es sich an, als hättest du Angst vor mir.«

»Nein, warum denn?«

Laura trieb es auf die Spitze. »Vielleicht bin ich mit einem Fluch belastet, wo doch in meiner Familie soviel Schreckliches passiert ist. Oder meinst du nicht?«

Johnny blieb neben der Bank stehen, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Hör auf, so zu reden.«

»Warum?«

»Schon gut«

Er setzte sich neben sie, nicht entspannt, sondern eher steif und abwartend, als wäre ihm Lauras Nähe unangenehm. Sie aber lächelte, hatte die Beine ausgestreckt und die Arme ausgebreitet. Sie lagen auf der Lehne der Bank. »Hier ist es echt toll. Total still…«

»Wolltest du mir nicht Mathe zeigen?«

Laura drehte den Kopf nach links. Ihre Augen funkelten und zeigten zugleich einen verhangenen Blick. »Alles zu seiner Zeit, Johnny.«

»Es war eine halbe Stunde…«

»Ja, ich weiß.« Laura strich über seinen Oberschenkel. »Wir kriegen das schon in die Reihe. Oder wirst du von deinen Eltern so stark unterdrückt?«
»Das hat damit nichts zu tun. Ich muss selbst noch meine Aufgaben machen. Und ich will nicht zu lange…«
»Okay, Johnny, ist ja schon gut.« Sie streckte den rechten Arm aus und hob die Tasche an. Schwungvoll stellte Laura sie auf ihre Oberschenkel.
»Fangen wir an!«
»Klar, Johnny, klar.« Sie zog den Reißverschluss auf. Dabei lächelte sie versonnen.
Als sie die beiden Hälften zur Seite klappte, konnte Johnny einen Blick in die Tasche werfen.
Er sah keine Bücher oder Hefte.
Dafür entdeckte er Kleidungsstücke, und eines davon holte das Mädchen auch hervor.
»Was soll das denn?« fragte Johnny. Er schüttelte den Kopf. »Ich dachte, du hättest Bücher…«
»Sei doch nicht so voreilig. Es wird alles noch geregelt. Zuerst will ich dir etwas zeigen!«
»Das etwa?« Johnny deutete auf das rötliche Hemd, das Laura aus der Tasche zog.
»Ja, genau.«
»Was willst du damit?«
»Es dir zeigen!«
»Wie bitte?«
Laura lachte. »Ja, ich will wissen, Johnny, was du davon hältst. Ich habe es mir besorgt. Ich finde es total gut, aber meine Mutter nicht. Sie meint, der Fetzen steht min nicht, und dann wollte ich mir noch eine zweite neutrale Meinung holen. Geht das okay?«
»Und von der Zeit ab.«
»Hör auf, das packen wir schon.« Laura stellte die Tasche wieder weg und stand schwungvoll auf, wobei sie das Hemd nicht losließ.
Sie hielt es ausgebreitet vor ihrem Körper und schaute mit dem Kopf darüber hinweg und auf Johnny.
»Was sagst du?«
»Muss ich das?«
»Ja, findest du es gut?«
Der Junge war damit überfragt. Über derartige Dinge hatte er sich noch keine Gedanken gemacht. Okay, er hatte seinen eigenen Geschmack, was die persönliche Kleidung anging, und das wurde von seinen Eltern auch akzeptiert, aber bei Mädchen war er doch ein wenig unsicher, obwohl sich seine Mutter Sheila gern mit Mode beschäftigte.

»He, ich warte.«

Er hob die Schultern. »Nun ja, was soll ich sagen? Ist nicht schlecht. Sogar ziemlich originell. Das unterschiedliche Rot, dann die dunkleren Streifen dazwischen…«

»Es ist super, Johnny!«

»Wenn du das sagst.«

Laura Saracelli verzog den Mund. »Du hast mich nicht richtig verstanden oder verstehen wollen. Dieses Kleid, dieses Hemd oder was immer es auch sein mag, ist einfach eine Schau für sich. Es ist Wahnsinn, verstehst du?«

»Nein.«

»Soll ich dir sagen, Johnny, woher ich es habe?«

»Wenn du willst.«

»Ich habe es bei uns auf dem Speicher in einer alten Truhe gefunden. Es ist irre, sage ich dir. Es ist einfach super, und es ist etwas Besonderes, denn es befindet sich schon seit sehr langer Zeit in unserem Familienbesitz.«

»Ein Erbstück.«

»Ja«, flüsterte sie.

»Was ist daran denn so besonders?« wollte Johnny wissen. »Ich meine, es sieht ein wenig fremd aus. Ich würde es mehr als einen Poncho oder als ein Hemd ansehen.«

»Hemd ist gut«, sagte sie schnell. »Hemd ist sogar sehr gut. Ich will dich noch verbessern. Es ist ein Leichenhemd!«

Johnny schwieg. Er war im ersten Augenblick einfach zu perplex, um etwas sagen zu können. Schlagartig verlor er die Gesichtsfarbe.

Der Begriff Leichenhemd jagte durch seinen Kopf, und plötzlich verdichteten sich seine Gedanken. Er fing an zu überlegen, er dachte an das schwere Schicksal der Familie Saracelli und brachte dies in einen Zusammenhang mit dem Kleidungsstück, dem Leichenhemd.

Sollte da ein Rad ins andere greifen?

Er fühlte sich nicht mehr gut. Der Begriff Leichenhemd hatte ihn erschüttert, und als er Laura lächeln sah, da wusste er, dass sie ihn nicht abgefangen hatte, um mit ihm Mathe zu machen.

Kälte durchströmte ihn…

»Bist du jetzt überrascht?«

»Das kann man wohl sagen«, flüsterte er. »Und dir gefällt das wirklich?«

»Klar.«

»Wie kann man sich nur über ein Leichenhemd freuen.«

»Wenn es ein außergewöhnliches ist, schon. Es hat mal einer Inka-Prinzessin gehört, die als besonders grausam galt, weil sie immer im Blut ihrer Feinde badete. Dabei war sie nicht nackt, sie behielt dieses Hemd an, und deshalb hat es die Farbe bekommen. Ein mächtiger

Götze oder Dämon hat sie beschützt und dafür gesorgt, dass dieses Leichenhemd immer geweiht blieb. Es ist auch nach dem Tod der Prinzessin nicht zerstört worden. Vorfahren aus unserer Familie fanden es und brachten es mit nach Europa. Einer von ihnen, ein Priester, hat herausgefunden, was es mit diesem, Hemd auf sich hatte. Er hat es dann versteckt und nur mit einer Person des Vertrauens aus dem Familienkreis darüber gesprochen. Diese Person wusste Bescheid und gab das Wissen einer anderen Person ihres Vertrauens weiter. So ging es dann über die Jahrhunderte, denn man wusste, dass der Geist dieser Inka-Prinzessin noch immer in dem Leichenhemd steckte und nach wie vor nach Blut dürstete. Ich habe es gefunden, ich habe es übergestreift, ich fand es einfach irre. Es war so alt und trotzdem so schön Ich fühlte mich sofort wohl, und ich habe auch auf der Stelle Kontakt mit der Inka-Prinzessin bekommen. Willst du wissen, Johnny, was mir der Geist dieser Person mitteilte?«

Er schluckte. »Ich… ich glaube, dass ich es schon weiß. Es ist nicht nötig, dass du es …«

»Ich sage es dir trotzdem. Es will Blut sehen, immer mehr Blut. Durch den Tod der Menschen regeneriert es sich. Mit jedem Opfer wird es stärker, Johnny. Vier sind es bisher gewesen…«

Der junge Conolly saß unbeweglich. Das letzte Geständnis der Laura Saracelli hatte ihn zutiefst erschüttert. Unter ihm befand sich zwar noch die Bank, er hatte trotzdem das Gefühl, weggetragen zu werden. Wenn er die Worte richtig verstanden hatte, dann trug Laura allein die Verantwortung für den Tod ihrer Familienmitglieder.

Dann hatte sie direkt oder indirekt dafür gesorgt.

Sie sah Johnny an, was in ihm vorging. Er wurde bleich wie Kalk, und gleichzeitig glänzte sein Gesicht schweißnass. Er zitterte plötzlich. Heiß und kalt rann es seinen Rücken hinab, und die Gänsehaut spürte er selbst auf den Waden.

»Dann hast du sie getötet, Laura. Du hast die Mitglieder deiner eigenen Familie umgebracht.«

»Nicht direkt, Johnny.«

»Aber du hast es nicht verhindert.«

»Nein.« Jetzt lachte sie sogar. »Ich war gewissermaßen der Auslöser. Als ich es trug, da wusste ich Bescheid. Da öffneten sich mir Welten, und ich, merkte, wie stark und mächtig ein Mensch werden kann. Ich habe die Kontrolle über andere bekommen. Ich bin jetzt Herrin über Leben und Tod. Dieses Leichenhemd gibt mir die Macht.«

Johnny konnte es noch immer nicht glauben. Er hatte vieles erlebt, aber dieses Geständnis hatte ihn zutiefst erschüttert. In seinem Innern bildete sich die Angst. Sie stieg in ihm hoch wie eine bittere Säule, und sein Gehirn sagte ihm, dass er jetzt acht geben musste, dass er das nächste Opfer sein sollte. Laura hatte ihn an diese einsame Stelle

gelockt, wo sie ihn in aller Ruhe umbringen konnte.
Sie ging zurück.
Er wollte etwas sagen, aufstehen, aber irgendeine Kraft bannte ihn.
So schaute er nur zu, wie Laura das Leichenhemd anhob und sich dabei geschmeidig bewegte.
Es klappte bereits beim ersten Versuch. Glatt und sicher glitt das Leichenhemd über ihren Kopf und bedeckte sie Augenblicke später.
»Steht es mir nicht ausgezeichnet?« fragte sie.
Johnny schwieg. Er konnte seinen Blick einfach nicht abwenden.
Und er glaubte auch nicht an eine Täuschung, als er sah, wie sich der Stoff des Leichenhemdes bewegte, ohne dass es einen Anlass dafür gegeben hätte, denn Laura stand starr auf dem Fleck..
Die roten Streifen schimmerten stärker. Sie waren an einigen Stellen verlaufen, und Johnny wurde an Blut erinnert, das seinen Weg nicht mehr in die ursprüngliche Richtung fortgesetzt hatte.
Diese dicken, roten Streifen zitterten und bewegten sich. Sie gaben einen gewissen Glanz ab. Er wurde dabei an ein rot eingefärbtes öl erinnert. Nur bewegten sie sich in diesem Fall innerhalb ihrer Streifen. Sie breiteten sich nicht aus, das Netz wurde nicht weiter vergrößert, alles blieb begrenzt.
In seiner Kehle spürte Johnny den Kloß. Er konnte nicht schlucken, er hatte sogar Mühe, Atem zu holen. Alles war bei ihm enger geworden, über seinen Rücken liefen kalte Schauer, und erschaute auch zu, wie sich Laura vor ihm drehte.
Sie schien beflügelt zu sein. Ihr Leichenhemd schwang dabei in die Höhe.
Johnny wollte aufstehen.
Er stöhnte.
Es fiel ihm schwer.
Bleigewichte schienen seinen Körper beschwert zu haben, und er schaffte es endlich mit einer wahnsinnigen Mühe, wieder auf die Beine zu kommen. Schwankend blieb er vor der Bank stehen. Rechts und links engte sich das Blickfeld ein. Der Himmel hatte den strahlenden Glanz verloren. Erschien für ihn aus einem dunklen Mauerwerk zu bestehen, das sich allmählich senkte.
Er sah nur sie.
Laura stand vor ihm.
Ihr Gesicht hatte sich verändert. Es sah aus als wäre ein Schatten darüber hinweggehuscht, wieder zurückgekehrt und hätte sich dann auf den Zügen festgesetzt.
Die Augen leuchteten dabei in einem tiefen Glanz. Sie sahen aus wie düstere Perlen.
Fanatismus strahlte ihm entgegen…
Johnny schaffte es, den Kopf nach links zu drehen. Nach dieser

Bewegung hatte er das Gefühl, die eine Welt verlassen und die andere betreten zu haben.

Da stand sein Rad!

Es schwankte. Sein Blick war beeinträchtigt worden. Hinter dem Kopf lastete ein starker Drück. Es waren nur wenige Schritte bis zu seinem Rad. Er brauchte sie nur zu gehen, sich in den Sattel zu schwingen und wegzufahren.

»Komm her, Johnny!«

Ein Befehl! Scharf und hart hatte er den Mund der Laura Saracelli verlassen.

Und Johnny gehorchte, weil er nicht anders konnte. Er drehte sich dem dunkelhaarigen Mädchen zu, das nicht mehr so war wie früher, denn in ihm steckte ein furchtbarer Geist.

Laura hatte ihm von einer Prinzessin erzählt, deren Geist das Totenhemd getränkt hatte. Wie eine Prinzessin kam sie ihm nicht vor, nein, da erinnerte sie ihn schon mehr an eine Königin aus dem Schattenreich. Düster und gefährlich.

Sie trug das Kleid, und eine unheimliche Aura hielt sie umfangen.

Sie war nicht zu sehen, nur zu fühlen, und Johnny merkte das Böse genau, das aus dem Leichenhemd hervor in seine Richtung kroch.

All seine Bemühungen, sich dem Grauen zu entziehen, klappten nicht. Laura Saracellis Leichenhemd war stärker.

»Komm…«, lockte sie. »Ich warte auf dich. Ich werde dich von deinem Leben befreien. Du wirst etwas Sinnvolles tun und für die Prinzessin sterben. Sie will Blut, immer nur Blut, dein Blut …«

Johnny gehorchte.

Er machte den ersten Schritt, dann den zweiten. Er wusste nicht, wie die Menschen vor ihm gestorben waren. Man hatte von natürlichen Todesfällen und Unglücken gesprochen.

Und ein Unglück würde auch ihm widerfahren…

***

Neben mein Wagen hielt der Porsche mit quietschenden Reifen, weil Bill Conolly ihn so hart abgebremst hatte. Er sprang aus dem Wagen, hochrot im Gesicht, und ich sah, dass Sheila neben ihm saß, mit einem flackernden Blick in den Augen.

Ich öffnete die Rovertür.

»Nichts«, sagte Bill. »Verdammt noch mal, wir haben von ihm nichts gefunden.«

Da konnte ich ihm nur zustimmen. Auch Suko und ich hatten von Johnny keine Spur gesehen. Wir waren natürlich später in dieser Gegend eingetroffen, hatten von unterwegs noch miteinander telefoniert und diesen Treffpunkt ausgemacht.

Ich stieg aus.

Bill stand vor mir. Er hob die Arme und ließ sie wieder fallen. Sein Gesicht sah verzerrt aus. Die Sorge um seinen Sohn stand dort wie eingemeißelt.

»Jetzt weiß ich mir keinen Rat mehr, John.«

Ich wusste auch keinen, suchte trotzdem nach Worten, und dabei drehte ich mich auch, um in die Runde zu zeigen. Natürlich standen hier Häuser, aber versteckt in großen Vorgärten und durch das Grün der Bäume verdeckt. Es gab Wege, die sich durch das Gelände schlängelten, schmal und nur den Einheimischen bekannt, zu denen ich Bill zählte, obwohl sein Haus noch mehr als eine Meile von hier entfernt stand.

»Bill, du wohnst hier. Wo könnten die beiden hingegangen sein?«

Wir gingen immer davon aus, dass sich Laura und Johnny getroffen hatten.

»Ich weiß es doch nicht!« Er quälte sich.

»Einsame Stellen – gibt es die?«

»Ja, schon.«

»Wo denn?«

»Wir müssten eine große Suchaktion durchführen. Das wäre die einzige Chance.«

Sheila stieg aus. Sie hatte mitgehört. »Ja, Bill, das ist es auch. Wir starten eine große Suchaktion. Wir nehmen uns jeder eine bestimmte Richtung vor. Ist das okay?« Auch sie war nervös und ängstlich. Auf ihren Wangen tanzten rote Flecken. An den Augen war zu sehen, dass sie geweint hatte. Ihre Knie zitterten, sie musste sich am Dach des roten Porsches abstützen.

»Okay«, sagte Bill. »Okay.«

Ich gab Suko ein Zeichen. Er hatte mitgehört und signalisierte ebenfalls sein Einverständnis.

Trotz aller Eile überstürzten wir nichts. In der nächsten Minute sprachen wir darüber, wohin wir uns wenden sollten. Und ich fügte noch eine Warnung hinzu, bevor ich Sheila meine Beretta überließ.

»Lass dich auf nichts ein, falls du Johnny sehen solltest. Dieses Mädchen hat vier Tote auf dem Gewissen.«

»Ja, John, ich weiß.«

»Gut, dann können wir.«

Keiner fühlte sich besonders optimistisch. Die Angst davor, Johnny nicht mehr retten zu können, nagte in uns wie die Zähne einer hungrigen Ratte.

***

Johnny ging auf Laura zu.

Sie trug das Hemd und fühlte sich stark. In ihren Augen lag eine wahnsinnige Gier. Sie spürte, wie das Blut auf ihrem Leichenhemd in

Bewegung geraten war, wie es eine gewisse Wärme ausstrahlte, die auch vor ihrer Haut nicht halt machte und durch sie hinweg in das Innere ihres Körpers drang, um dort die Kontrolle zu übernehmen.

Der Kontakt war da!

Laura hörte die Stimme, die aus dem Nichts kam, aus einer anderen Welt, aus dem Reich der Toten. Sie war einfach da, und sie leitete das junge Mädchen.

»Es ist wunderbar, Laura. Ich freue mich immer mehr. Gemeinsam werden wir erstarken. Wir werden vieles tun können. Wir werden einen Teil der Welt beherrschen. Ich werde durch den Tod der anderen immer stärker. Das Hemd ist aus dem Blut der Opfer gewebt worden. Es hat die einzelnen Nähte verklebt und durchdrungen. Du trägst die Farbe des Blutes, du trägst das Blut an sich, das so uralt ist, aber seine Kraft nicht verloren hat. Es brauchte immer Tote, um sich zu erneuern. Hol dir den nächsten, lass ihn sterben, ich weiß, dass du es kannst.«

Laura gab nur eine undeutliche Antwort.

Johnny sah sie nicken. Er wusste nicht, was das bedeutete, er wusste nur, dass er ein Gefangener war, obwohl er sich doch frei bewegen konnte. Er klemmte fest, die Welt um ihn herum war verändert worden. Er hatte nicht mehr das Blickfeld wie sonst. Es war eingeengt worden. Johnny konnte nicht erkennen, was sich rechts und links von ihm befand, er schaute nur nach vorn.

Da war Laura!

Kalt, brutal und grausam!

Sie war einfach da, sie tat nichts, aber sie herrschte. Sie hielt alles unter Kontrolle. Sie war noch ein Mensch, aber in ihrem Innern steckte das Grauen und hatte sich dort manifestiert. Eine Prinzessin aus der Inka-Zeit, eine Person, die sich ein spezielles Leichenhemd hatte anfertigen lassen, um darin all das Grauen einzuweben, zu dem die Menschen überhaupt fähig waren.

Die Furcht schüttelte ihn.

Er ging weiter.

Laura lockte ihn, denn sie hatte die Hand vorgestreckt und bewegte den Zeigefinger.

Hinter ihr befand sich der Teich. Grün wie ein dunkles Auge und gleichzeitig so still, wie ein Wasser nur sein konnte. Die von Mücken und Fliegen umtanzte Wasserfläche wirkte wie ein düsterer Spiegel, wie der Eingang zu einer anderen Dimension.

In Johnny tobten Kräfte, wie er sie nicht kannte. Er konnte sie nicht erklären, aber er hatte das Gefühl, als wären unzählige unsichtbare Hände und Finger in seinen Körper eingedrungen, um ihn zu peinigen und seinem Leben zu zerren. Es war einfach schlimm. Er merkte, dass gewisse Funktionen nachließen. Wenn er Luft holte, bereitete ihm dies

große Mühe. Auch sein Herzschlag war nicht mehr so wie sonst. Das Herz schlug mal schnell, mal langsam, also sehr unregelmäßig, und er spürte auch bei jedem Schlag einen gewissen Schmerz, der die gesamte Brust durchschnitt.

Die Kraft rann aus seinem Körper wie Wasser aus einem undichten Gefäß. Er hatte Mühe, seine Füße zu erheben. Sie schleiften bereits durch das Gras, er stolperte öfter als gewöhnlich, konnte sich aber noch immer fangen, bis zu dem Zeitpunkt, als der Schwung nach vorn einfach zu groß geworden war und er auf die Knie fiel.

In dieser Haltung blieb er auch!

Johnny hatte sich noch nach vorn beugen und sich mit den Händen abstützen können, aber sein Rücken fühlte sich an, als läge dort eine Zentnerlast.

Er atmete und jammerte.

Dieses Keuchen schien Musik in den Ohren des jungen Mädchens zu sein, denn das Lachen zeigte ihm an, wie sehr sich Laura über seinen Zustand freute.

»Du stehst dicht vor der Schwelle zum Tod, Johnny. Wie willst du sterben – wie? Soll ich es dir leicht – oder schwer machen? Los, gib mir eine Antwort!«

Er sprach nicht, er konnte nicht reden, nur würgen. Der Schwindel hielt ihn gepackt, der Boden wallte vor ihm, und sein Herz schmerzte bei jedem Schlag mehr. »Ich mache es dir leicht, Johnny. Ich werde dich eines natürlichen Todes sterben lassen. Ich füge dir kein Platzen der Lunge zu, ich werde für einen Herzschlag sorgen.«

Ihm war es, als hätten die letzten an Worte dieser fürchterlichen Person noch einmal einen Rest von Kraft in ihm hoch gedrückt. Er schaffte es, den Kopf ein wenig abzuheben. Sie starrte auf ihn nieder. War das noch ihr Gesicht?

Es wirkte so kalt. Gleichzeitig leicht bläulich und auch totenbleich.

Es war eine böse Fratze, in der sich die Unmenschlichkeit abzeichnete, denn die andere Kraft hatte bei Laura längst gewonnen und sie auch übernommen. Da gab es kein Zurück mehr!

»Sei… sei … verflucht!« keuchte er.

Sie lachte nur.

Dann sagte sie. »Jetzt wirst du sterben, Johnny!«

***

»Neiiiinnnn! Er wird nicht sterben!«

Eine schrille Frauenstimme brandete auf die beiden jungen Menschen zu.

Während Jonny auf der Stelle zusammenbrach, fuhr Laura Saracelli herum.

Sie sah eine blonde Frau, die von der linken Seite herkam und über

die Lichtung lief. Für einen Moment stutzte Laura, dann hatte sie die Frau erkannt.

Es war Johnnys Mutter, und sie hielt mit beiden Händen eine Pistole fest, konnte aber nicht schießen, weil ihr der Rhythmus der Laufbewegungen ein Zielen unmöglich machte.

Lauras Gesicht verzerrte sich.

Wieder ein Mensch, dachte sie.

Da hörte sie die Stimme. »Zweimal Blut. Zweimal Tod!«

»Ja, du hast recht.«

»Tu es!«

Laura nickte. Sie hörte bereits das Keuchen der Frau, so nahe war Sheila an sie herangekommen. »Weg! Weg von meinem Sohn, du verdammte Teufelin! Verschwinde!«

Laura hob die Arme. Bei dieser Bewegung spannte sich auch das Leichenhemd. Die Blutstreifen pulsierten kräftiger. Sie sahen aus wie makabre Adern, die ein bestimmtes Gewebe am Leben erhielten.

»Willst du mich töten?«

»Wenn es sein muss, Ja!«

»Ich werde dich auch töten!«

Sheila Conolly erschrak über den einen Satz. Nicht einmal wegen seines Inhalts, sondern über die Stimme, denn Laura Saracelli hatte so emotionslos und gleichzeitig hasserfüllt, gesprochen, wie es nur jemand tun konnte, der von seinem Vorhaben voll und ganz überzeugt war. Da steckte nichts Menschliches mehr dahinter, da hockte ein gefährlicher Geist, der Laura in seinen Klauen hielt.

Wie hatte ihr John Sinclair geraten?

Schießen, wenn es gefährlich wird. Dieses Monstrum muss vernichtet werden.

Sheila war schnell gelaufen. Sie war erregt, ihre Nerven flatterten, die Arme zitterten. Sie glaubte selbst nicht daran, dass sie bei einem Schuss das Ziel auch treffen konnte. Sie war zu aufgeregt und wusste nicht, was mit Johnny war, der bäuchlings auf dem Boden lag, den Kopf leicht zur Seite gedreht und sich nicht mehr rührte.

Alles war so schrecklich, und die Probleme ballten sich über ihrem Kopf, zusammen.

Sheila reagierte im Reflex. Sie konnte sich gut vorstellen, dass aus den Händen dieser unheimlichen Person Strahlen hervordrangen, die sie dann vernichteten.

Deshalb schoss sie.

Dabei stieß sie sogar einen Schrei aus, aber sie hatte den Schuss auch verrissen.

Die Kugel war überall hingezischt, nur nicht in Lauras Körper.

Die aber reagierte. Sheila kippte plötzlich zur Seite. Sie hatte den Eindruck, dass ihr Kopf gesprengt wurde. Derartige Schmerzen hatte

sie noch nie erlebt, und als sie auf den Boden schlug, da war der Tod nur mehr eine Handbreit von ihr entfernt…

***

Das Echo des Schusses riss mich aus meiner Spannung. Bisher hatte ich nichts entdecken können, aber es war der Klang der Beretta gewesen. Sheila, Suko oder Bill konnten geschossen haben. Für mich wiederum war es der Beweis, dass sie Laura gefunden hatten. Und nichts anderes zählte in diesem Moment.

Ich änderte die Richtung.

Sheila und ich waren auf der rechten Seite in die parkähnliche Landschaft eingedrungen. Wir hatten uns praktisch parallel zueinander bewegt, und erst jetzt folgerte ich, dass es auch Sheila gewesen war, die geschossen haben musste. Ausgerechnet sie!

Ich wollte es nicht wahrhaben, aber ich kam nicht daran vorbei.

Ich traute Sheila einiges zu, doch um mit einer Person wie Laura Saracelli fertig zu werden, da bedurfte es schon einer besonderen Stärke.

Während ich rannte und auch nicht mehr auf den Weg achtete, sondern über Büsche und Zäune hinwegkletterte oder sprang, wartete ich darauf, dass wieder ein Schuss fiel.

Doch es blieb ruhig. Nur einige Vögel durchflatterten hektisch die Luft. Sie hatte der Knall aus ihrer beschaulichen Ruhe gerissen.

Wo steckte Sheila?

Ich rannte weiter, ich hoffte darauf, Stimmen zu hören und wünschte mir gleichzeitig, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Sie hatte sich umgezogen. Sie trug ein ponchoähnliches Hemd von roter Farbe, auf dessen Vorderseite sich ein ebenfalls rotes, aber dunkleres Muster aus Streifen abzeichnete, so dass mir der Gedanke an Blut kam. So hatte ich sie noch nie gesehen, auch nicht ihr Gesicht, das sich verändert hatte.

Zwar waren die menschlichen Züge geblieben, nur hatte ich in meinem Leben genügend Personen kennen gelernt, die unter einen dämonischen Einfluss geraten waren, und das war bei Laura der Fall.

Eine andere Kraft leitete sie.

Ich wusste natürlich nicht, wer dahinter steckte, aber ich war fest entschlossen, sie zu vernichten.

Mit meinem Auftauchen hatte sie nicht gerechnet. Sie war ziemlich überrascht worden.

Man kann nicht nur Pech haben. Durch eine Lücke im Buschwerk entdeckte ich eine Lichtung, und ich sah dort auch die schattenhaften Bewegungen.

Jetzt ging ich langsamer und auch geduckt. Ich wollte nicht zu früh entdeckt werden, aber da brauchte ich mir keine Sorgen zu machen,

denn Laura wandte mir den Rücken zu.
Sie stand zwischen zwei Personen, die reglos am Boden lagen.
Sheila und Johnny!
Mir blieb beinahe das Herz stehen, denn beide rührten sich nicht mehr.
Für die Dauer einer Sekunde hatte ich den Eindruck, unter meinen Füßen den Boden zu verlieren. Dann, war es vorbei, ich sah wieder klarer und griff ein.
»Laura!« Meine Stimme war vergleichbar mit einem Peitschenknall.
Sie wirbelte herum und ich lief auf sie zu! die Gelegenheit gab, näher an sie heranzukommen. Dann aber verzerrte sich ihr Gesicht. Ich hatte inzwischen mein Kreuz hervorgeholt und war auch nahe genug an Laura Saracelli herangekommen. Ich warf es auf sie zu.
Mein silberner Talisman drehte sich in der Luft. Er blitzte dabei einige Male auf, und Laura, die nicht schnell genug zur Seite kommen konnte, wurde voll erwischt. Das Kreuz traf ihren Poncho. Es hakte sich fest. Ich hatte sie. Und dann erlebte sie das Grauen!
Plötzlich wallte sich das Leichenhemd vorn in die Höhe, als wäre es von einem Sturmwind erfasst worden. Es kroch hoch, gleichzeitig zuckten silbrige Strahlen über den Stoff hinweg. Sie liefen zu beiden Seiten des Kopfes, wo sich die Öffnung befand, zusammen, und dort bildeten sie plötzlich einen kleinen Flammenkranz, der sich im Nu ausbreitete.
Das Kleid hatte Feuer gefangen.
Ich stand da und schaute zu.
Es war wie im Märchen Aschenputtel, nur hier erlebte ich die Realität. Laura stand in Flammen, nein, das Kleid brannte und sonderte dabei einen gelbgrünen Rauch ab, der widerlich stank, als hätte jemand altes Blut mit fremden Gewürzen vermischt.
Sie hielt sich auf den Beinen. Sie drehte sich, das Kleid schwang hoch, und es bestand nur mehr aus einer einzigen Feuerwolke, die sich weiter in die Höhe drückte, als wollte sie alles andere umschlingen, in erster Linie natürlich die Trägerin. Der widerliche Rauch trieb über die Lichtung und mir entgegen. Ich hielt den Mund geschlossen, ich wollte ihn nicht einsaugen, und dann glaubte ich, so etwas wie ein Gesicht zu sehen, das sich im Zentrum des Rauches abzeichnete.
Es war das Gesicht einer Frau.
Natürlich nicht materialisiert, es befand sich in einer Auflösung, doch ich konnte sehen, dass es eine widerliche und böse Frauenfratze war, die der Rauch schließlich überdeckte und auch verschwinden ließ. Das Kleid brannte nicht mehr so stark.
Es war zusammengefallen, hing wie ein schwarzes Tuch mit gezackten Rändern um Lauras Körper. Seltsamerweise stand sie noch auf den Beinen, hielt den Blick gesenkt und konnte nicht glauben, dass

der Wind die Reste des Kleides packte und sie fortwedelte wie dünne Asche.

Mein Kreuz lag im Gras, dicht vor ihren Füßen. Ich wusste, dass mir von Laura keine Gefahr mehr drohte.

Deshalb ging ich zu Sheila und Johnny. Beide lebten noch. Sie lagen nur in einer tiefen Bewusstlosigkeit.

Ich dachte daran, dass ich diesmal im richtigen Augenblick gekommen war. Oft genug hatte ich es nicht geschafft, die Menschen zu retten. Diesmal hatte ich eine ausgleichende Gerechtigkeit erlebt, und dafür war ich dem Schicksal dankbar.

Auch Suko und Bill hatten den Weg gefunden und erschienen jetzt. Um sie kümmerte ich mich nicht, denn hinter mir fing Laura Saracelli so laut an zu lachen, dass wir erschüttert waren.

Es war kein normales Gelächter mehr. Es war das Lachen einer Wahnsinnigen.

Da wusste ich, dass wir dieses junge Mädchen nicht vor ein Gericht zu stellen brauchten. Vielleicht war dies für Laura sogar am besten…

Später erfuhren wir von einem noch unter Schock stehenden Johnny Conolly Einzelheiten. Dass der Poncho das Leichenhemd einer dämonischen Inka-Prinzessin gewesen war, das hätte ich nie für möglich gehalten. Aber bekanntlich lernt man im Leben immer etwas dazu.

Da machten auch wir keine Ausnahme…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 748 »Horror im Hexenhaus«